



BRAUNSCHWEIGISCHE HEIMAT

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

86. Jahrgang, Ausgabe 1/2000

Eine Chronik der Pferdezucht
im Braunschweiger Land

Die Freunde der Archäologie

Tannenmeisen in Schöppenstedt
und Fischadler im Reitlingstal

980 14128



Ein Fluß ohne Quelle und Mündung

Sie ist sicher einer der am wenigsten bekannten Flüsse in unserer Region, die Aue. Einst hatte die Aue durchaus eine natürliche Quelle, zwischen Barum und Watenstedt. Warum sie diese heute nicht mehr besitzt? Rolf Ahlers hat es in einem Heft zur Wendeburger Heimatkunde sehr Kenntnisreich beschrieben. Die Wendeburger, ihr Schwimmbad heißt Aue-Bad, ihr Sportplatz Aue-Stadion und ihre Schule Aue-Schule, sind fest davon überzeugt, daß es ihr Fluß ist, der sich durch die Landschaft schlängelt, und der doch schon nach wenigen Kilometern den neuen Namen Erse erhält. Die Geschichte des Flusses stellt zugleich ein Stück Heimatgeschichte dar. Die Fotos dazu stammen von Uwe Krebs. Das kleine Heftchen, es ist bereits der 13. Band zur Wendeburger Heimatgeschichte, ist im uk verlag, Wendeburg, Am Bülden 9, erschienen und kostet 4,90 DM.



- | | | |
|----|--|---|
| 3 | Die Tannenmeise
<i>Von Rolf Jürgens</i> | <i>Ein neuer Brutvogel im Stadtgebiet von Schöppenstedt</i> |
| 4 | Eine Chronik der Pferdezucht im Braunschweiger Land
<i>Von Gerbard Zeuschner</i> | <i>Auf Drängen der Landwirtschaft wurde 1824 im Herzogtum ein Landgestüt eingerichtet</i> |
| 13 | Der Fischadler
<i>Von Rolf Jürgens</i> | <i>Ein regelmäßiger Durchzugsgast im Naturschutzgebiet Reitlingstal</i> |
| 14 | Buddeln mit viel Spaß und Sachverstand
<i>Von Klaus Herrmann</i> | <i>Der Verein der Freunde der Archäologie im Braunschweiger Land wird vorgestellt</i> |
| 16 | Im Auftrage des Wolfenbütteler Herzogs bereiste er die Musterländer der europäischen Architektur
<i>Von Gotthard Frühsorge</i> | <i>Leonhard Christoph Sturm gehört zu den großen deutschen Architekturtheoretikern</i> |
| 19 | Der Streit über Sinn und Unsinn der Verputzung eines romanischen Kleinods im Harz
<i>Von Martin Stolzenau</i> | <i>Die Konradsburg wurde lange Zeit als Schweinestall mißbraucht</i> |

Rubriken

Neue Bücher und neue wissenschaftliche Arbeiten	20
Impressum	21
Termine	23

Die Tannenmeise

Ein neuer Brutvogel im Stadtgebiet von Schöppenstedt

Von Rolf Jürgens



Junge Tannenmeisen in künstlicher Nisthöhle

Diese kleinste und zierlichste Meise brütet etwa Mitte April, und das Gelege besteht häufig aus 7 bis 10 Eiern. Zweitbruten sind bei der Tannenmeise nicht selten.

Die Tannenmeise und deren Bestandsentwicklung hängt überwiegend von der Beeinflussung ihres Lebensraumes ab. Die großflächigen Umweltprobleme des „Sauren Regens“ und des damit verbundenen Waldsterbens haben mit Sicherheit großen Einfluß auf den Bestand der Tannenmeise.

Lange Jahre habe ich im Lappwald nordöstlich Helmstedts am sogenannten „Höhlenbrüterprogramm“ mitgearbeitet. Anfangs war die Tannenmeise recht zahlreich vertreten. In den letzten Jahren aber fand eine merkliche Bestandsabnahme

statt. Die Ursachen dafür habe ich nicht klären können.

Die Tannenmeise dringt neuerdings in unsere Ortschaften und Städte ein. So habe ich im zeitigen Frühjahr im Bereich unseres Gartens und der angrenzenden Nachbargärten in der Stadt Schöppenstedt singende Tannenmeisen festgestellt. Auch im Winter habe ich regelmäßig am Futterhaus die Tannenmeise beobachtet. Im Winter 1995/96 und 1997/98 trat die Tannenmeise verstärkt auf.

Im Jahr 1997 habe ich sogar einen Brutnachweis erbringen können, denn eine Familie Tannenmeisen durchstreifte unseren Garten bei der Nahrungssuche. Dabei wurden die Nadelbäume Kiefer, Lerche und Fichte intensiv zur Nahrungsaufnahme aufgesucht. In den angrenzen-

den Nachbargärten befinden sich zahlreiche Nadelgehölze, die sich in den vergangenen Jahren zu einer beträchtlichen Größe entwickelt haben.

Auch im Frühjahr 1998 war der Balzgesang der Tannenmeise tagelang zu hören.

Dieses Phänomen der Einwanderung der Tannenmeise aus dem Wald in Ortschaften dürfte bemerkenswert sein, zumal die Tannenmeise den Fichten- /Tannenwald und auch Mischwald bevorzugt.

Als kleinste Meise ist sie allen anderen höhlenbrütenden Arten unterlegen. Sie leidet bei der Nistkastenbesetzung unter der Brutplatzkonkurrenz, besonders durch die Kohlmeise.

Auf Drängen der Landwirtschaft wurde 1824 im Herzogtum Braunschweig ein Landgestüt eingerichtet

Eine Chronik der Pferdezucht im Braunschweiger Land

Von Gerhard Zeuschner

Das Land Braunschweig hat auch in der Pferdezucht seine eigene Geschichte. Für die Herzöge waren Pferde und ihre Zucht jahrhundertlang eine Notwendigkeit. Es gab einen großen Bedarf an qualitativ guten Reit- und Zugpferden für den herzoglichen Hof, die Armee und später für die Landwirtschaft und die übrige Wirtschaft.

Der Landes-Pferdezucht-Verein des Herzogtums Braunschweig wurde ab Ende des vorigen Jahrhunderts ein Teil der gesamten Pferdezucht im

Herzogtum und in dessen Nachfolgestaaten. Er wurde die wesentliche Organisation für die landwirtschaftliche Zucht von guten Gebrauchspferden, und zwar als Warmblut oder als Kaltblut. Sein heutiger Nachfolger, der Pferdezuchtverein Braunschweig, schaffte es, daß es nun, wie es die Gesellschaft verlangt, wertvolle Sportpferde auch aus dem Braunschweiger Land gibt.

Anlässlich seines hundertjährigen Bestehens wurde versucht, die Geschichte des Vereins aus verschiede-

nen Quellen zusammenzutragen. Die wenigen gefundenen Unterlagen dienten als Grundlage für ein Referat, das ich auf der Jubiläumsfeier des Pferdezuchtvereins hielt.

Die Pferdezucht im Herzogtum

Am Harzrand in Bündheim, heute Bad Harzburg, und in dem Gebirge selbst soll es bereits im 15. Jahrhundert eine Pferdezucht gegeben haben.



Die damals regierenden Herrscher wußten, daß unter dem besonderen Klima und an dem Standort gute Pferde für ihre Zwecke - Militär, Reiten und Fahren - zu züchten waren.

Die Harzweiden wiesen eine vielgestaltige Flora und besondere Gräser und Kräuter auf. Der harte Boden ließ oft das Gestein durchschauen. Er schuf widerstandsfähige Hufe. Das Überwinden von Bergen und Tälern und das rauhe Klima gaben den Pferden eine besonders harte Konstitution.

So war hier ein sog. „Wildgestüt“ angesiedelt worden. Die Stuten und Fohlen wurden bis in den Winter hinein in Herden im Freien gehalten. Die Hengste lieferte zeitweilig der Marstall.

Im Jahr 1665 erhob Herzog August der Jüngere, der wohl gelehrteste Herrscher seiner Zeit und ein großer Förderer der Kultur im Raum Wolfenbüttel, das „Wildgestüt“ zu seinem Hofgestüt. Er unterstellte es damit vollständig seiner strengen Verwaltung.

Bis in das 19. Jahrhundert spielte sich aber sonst in der allgemeinen Pferdezucht im Herzogtum kaum etwas Besonderes ab. Einige größere landwirtschaftliche Betriebe hielten zur Zucht Hengste. Sonst war das die Sache des herzoglichen Hofes.

Das nutzten einige Personen aus. Ihnen lag daran, aus einer gewissen Hengsthaltung Geld zu machen. Man nannte sie Hengstreiter. Sie erwarben von den Bauern an der hannoverschen Küste, den Marschen, billig und meist dementsprechend geringwertig im Material, Hengste. Mit diesen zogen sie von Dorf zu Dorf. Die heimischen Bauern ließen für ein gutes Geld ihre Stuten decken. Die aus dieser Aktion entstandenen Pferde hatten oft keine besondere Qualität. Sie waren aber ein Teil der damaligen „Landrasse“. Allerdings konnten sich nur wenige Bauern eins oder mehrere Pferde leisten. Die damaligen Pferde ähnelten ihrem Typ nach wahrscheinlich einem schweren Warmblüter, mehr dem Oldenburger oder dem Meck-

lenburger alter Prägung, oder es waren schwerere Kleinpferde. Der Futterzustand war - so würden wir heute sagen - oft bedauerlich.

Die Gutsbesitzer und die großen Bauern dagegen wußten sehr wohl gute Pferde zu züchten. Fast jeder hatte dabei seinen eigenen Geschmack, sei es im Exterieur oder im Interieur. So ist von Karl Friedrich von Veltheim (1795 - 1868) überliefert, daß er in Destedt und Cremlingen, seinen Besitzungen, mit besonderer Leidenschaft schwarze Pferde zog.

Die Entwicklung des englischen Vollblutes brachte im Land Braunschweig wie überall für die Pferde wahrscheinlich die wesentliche Initiative zu einer fachlich geregelten und gezielten Zucht. Rennen und Wetten sowie besonders edle Pferde zu zeigen, das wurde von der herzoglichen Familie, von den Beamten und Offizieren und von wohlhabenden Bürgern angestrebt.

Einen weiteren Impuls lieferte der Mecklenburger Herzog. Er zeigte, wie Rennen professionell gestaltet werden konnten, als er im Jahr 1822 die Rennbahn in Bad Doberan bauen und danach betreiben ließ. Dem strebten viele Herrscher in Deutschland nach, so auch Herzog Karl II.. Er ernannte im Jahr 1832 das Hofgestüt in Bündheim zu seinem privaten Vollblutgestüt und stattete es mit englischen Vollblütern aus. Das geschah wohl nicht zuletzt aus monetären Gründen, denn edle Pferde und Wetten brachten gutes Geld ein.

Die führenden Landwirte im Herzogtum, damals schon ein geachteter Berufsstand, wollten aber nicht in der Pferdezucht hintenanstehen. Auf ihr Drängen hin befahl der Herzog im Jahr 1824, ein Landgestüt einzurichten. Die in ihm gehaltenen Hengste sollten besonders der Pferdezucht in den landwirtschaftlichen Betrieben zur Verfügung stehen. Sie kamen zunächst aus dem Marstall und wohl auch aus dem „Wildgestüt“. Ein Oberstallmeister hatte für alles zu sorgen und alles zu verwalten. Doch man drängte weiter. Schließlich wurden auch fremde Hengste erworben und deren Ein-

satz in jeder Art geregelt. So gab es damals im Herzogtum drei Ställe einer staatlichen Hengsthaltung, den Marstall, für den herzoglichen Bedarf und das Militär, das Vollblutgestüt, für die Vollblutzücht und die Rennen, die eine Keimzelle des Pferdesportes wurden, und das Landgestüt, für die Landwirtschaft, die Wirtschaft und daneben auch für das Militär.

Das Landgestüt wurde in Nähe des Marstalls, wahrscheinlich am Burgplatz und am Schloß in Braunschweig, eingerichtet. Nach der Auflösung des Klosters St. Leonhard kam es in die Gebäude der Klosterdomäne. Heute ist das die Nachbarschaft der Stadthalle. Im Jahr 1935 siedelte es in die Gebäude des Vollblutgestüts nach Bündheim um. Dort blieb es bis zum Jahr 1960/62. Dann wurde es aufgelöst. Seine Nachfolge und damit die der braunschweigischen Warmblutzücht übernahm voll und ganz das Niedersächsische Landgestüt in Celle.

Beachtlich sind die ersten statistischen Angaben aus dem Landgestüt Braunschweig. Bereits im Jahr 1825 deckten 13 Hengste 731 Stuten. Vier Jahre später waren es bereits 36 Hengste für 2.054 Stuten.

Das Landgestüt erhielt recht bald ein eigenes Brandzeichen. Oberstallmeister von Oeynhausen schlug zwei Jahre nach der Gründung (1826) dem Herzog vor, es festzulegen. Es änderte sich öfter. Dennoch kann angenommen werden, daß es eine Krone über dem großen Buchstaben „B“ und später die Wolfsangel in einem Wappen zeigte.

Vom Landgestüt aus wurden vom Jahr 1831 ab Deckstationen beschickt. Nicht alle waren aber ständig besetzt. Genannt werden die Stationen Ahnebeck, Sandkrug, Calvörde, Bortfeld, Lehre, Querenhorst, Semmenstedt, Greene, Lutter, Rhüden und Seboldshausen und weitere im Kreis Holzminden.

Mit der Entscheidung der herzoglichen Verwaltung gab sich die Landwirtschaft nicht zufrieden. Der „Landwirtschaftliche Central-Verein“ griff in die Lenkung der Pferdezucht

im Jahr 1875 maßgeblich ein, als er forderte, entweder solche Hengste aufzustellen, mit denen ein Wirtschaftspferd geschaffen werden konnte, oder das Landgestüt aufzulösen. Die Reaktion der herzoglichen Verwaltung war eine neue Zucht-richtung. Sie wurde im Jahr 1881 begonnen. Es wurden nun Kaltbluthengste eingestellt. Um alles kümmerte sich besonders Rittmeister von Henniges (1882 - 1901), der damals die Domäne Schickelsheim bewirtschaftete. Er ließ aus England Shire einführen.

Diese Rasse schlug nicht so ein, wie es nach den Erkundungen erwartet wurde. Sie konnten sich nicht akklimatisieren, verlor ihren Typ, ihre Schwere und wurde gegenüber verschiedenen Krankheiten anfällig. So wendete man sich schließlich der belgischen und der rheinländischen Kaltblutzucht zu. Im Jahr 1896 beschloß eine Sektion Gandersheim, nur noch belgische Pferde oder deren Abkömmlinge in der Kaltblutzucht einzusetzen. Das war die Geburtsstunde der späteren Zuchtvereine in Braunschweig und in Hannover.

Mit dieser Zucht-richtung stellten sich bald Erfolge ein, die auch von den Landwirten anerkannt wurden. Das Landgestüt besaß nun Hengste für die Warmblutzucht und für die Kaltblutzucht.

Die Politik, die Wirtschaft und die Pferde- zucht

Wer meint, nur heute liefe die Zeit und die Technik mit enormer Geschwindigkeit über die Menschheit hinweg, der irrt. Es war schon immer so und wird auch immer so bleiben.

Zum ehemaligen Herzogtum Braunschweig gehörten die Stadt Braunschweig und die Kreise Braunschweig mit dem Amt Thedinghausen bei Verden, Blankenburg, Helmstedt mit dem Amt Calvörde bei Haldensleben, Holzminden, Gandersheim und Wolfenbüttel.

Nach dem ersten Weltkrieg wurde aus dem Herzogtum ein Freistaat. Im



*Brandzeichen der Landes-
pferdezucht Braunschweig*

Jahr 1941 kamen zu diesem die Stadt und der Kreis Goslar hinzu. Dafür ging der Kreis Holzminden an die Provinz Hannover.

Der Liberalismus im Herzogtum wurde im vorigen Jahrhundert durch die Vertreibung von Herzog Karl im Jahr 1830 und die Auswirkungen der Revolution von 1848 eingeleitet.

Zusammengefaßt läßt sich sagen, daß das Ende des 18. und das gesamte 19. Jahrhundert in dem Herzogtum Braunschweig von folgenden Faktoren wesentlich beeinflußt wurden:

Die Revolution und die beginnende Demokratisierung.
Das Aufblühen und Mitbestimmen

in Staatsdingen durch Preußen. Der verlorene Sieg des Königreiches Hannover im Jahr 1866. Die Industrialisierung und das Wachsen großer Städte. Die einsetzende Landflucht. Die befohlene schulische Ausbildung der Bürger, besonders der im ländlichen Raum.

Napoleon und die Revolution gaben den Anstoß für die Befreiung der Bauern von der Lehnsherrschaft. Die Stein-Hardenbergischen Reformen in Preußen und deren Folgen in ganz Deutschland, die Agrarreformen, führten zu dem braunschweigischen Gesetz von 1834. Dieses hob die Reallasten auf. Es zog die Abwicklung des Zehntenrechtes, der Abgaben und der Dienste nach sich. Außerdem gab es eine wirtschaftliche Reform. Es wurden die Bindungen der Bauern untereinander durch die Gemeinheits-Teilungsordnung, auch Separation genannt, aufgehoben. Durch die Separationen entstanden im ländlichen Bereich geordnete Wege- und Gewässernetze. Sie waren die Voraussetzungen für eine rentable land- und forstwirtschaftliche Wirtschaftsweise. Es gab ferner Standortverbesserungen, wie die Dränung der Böden. Diese Technik kam aus England. Bereits im Jahr 1853 waren im Herzogtum 31 Fabriken, die die dafür benötigten Tonröhren herstellten, vorhanden.

Viele Bauern, die bisher unfrei waren, wurden Eigentümer ihres Besitzes. Sie mußten sich aber freikaufen. Die Ablösungen erfolgten in Geld. Oft wurde das geliehen. Damit kam es bei einigen zu einer Verschuldung, die so manchen in Bedrängnis brachte.

Die Vertretung der Bevölkerung in der Landesversammlung wurde sanktioniert. Es kam zu einer, wenn auch bescheidenen, Mitbestimmung im Staat.

Aber auch die Bewegung der Sozialisten entstand. Ihre Gothaer Beschlüsse ließen bei vielen bäuerlichen Eigentümern und besonders bei den Herrschern Ängste aufkommen, das Eigentum zu verlieren. Der Braunschweiger Herzog öffnete sich

deshalb nicht ohne Grund den Belangen der Landwirtschaft. Die Städte wuchsen durch den Zuzug vom Land. Die Ernährungs-sicherung wurde als Problem im Land erkannt. Eine Hungergefahr und die Armut wurden sichtbar. Sie sollten eingedämmt werden, um Unruhen zu vermeiden.

Der Herzog und die ihm folgende Regentschaft suchten deshalb, konservativen Kräfte um sich zu scharen und die Ernährung autark sicherzustellen. Zahlreiche Hilfen für die Landwirte wurden gewährt, um sich deren Zustimmung und Ergebenheit zu sichern.

Große, bahnbrechende Erfindungen kamen auch in das Herzogtum. So wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Eisenbahnen mit ihren Streckennetzen gebaut. Mit der Verbindung von Braunschweig nach Wolfenbüttel im Jahr 1838 schuf das Herzogtum die erste Staatsbahn.

Auch das übrige Verkehrsnetz wurde entwickelt. So konnten die Güter schneller als bisher von Ort zu Ort und weit fort geschafft werden. Was

die Schiene oder das Schiff nicht leisteten, mußten meistens die Pferde erledigen.

Die Mechanisierung nahm überall in der Wirtschaft zu. Die Dienstleistung setzte neue Techniken ein. Mit der Dampfkraft wurde Energie für die Maschinen gewonnen. Die Elektrizität kam ins Land.

Bereits im Jahr 1899 fuhr die erste Straßenbahn mit Elektrizität in Braunschweig. Die bis dahin rollende Pferdebahn wurde von ihr abgelöst. Schließlich wurde der Ottomotor entwickelt. Er ließ neue Kräfte entstehen und trat als ernstster Konkurrent zum Pferd auf.

Die Industrie im Herzogtum blühte mit dem Maschinenbau, der Metallindustrie, der Konservenindustrie und nicht zu vergessen den Zuckerfabriken und den Genossenschaften für allerlei Zwecke auf.

Was sich als Kapital nicht ansammelte, das brachte der gewonnene Krieg 1870/71 ins Land. Frankreich mußte hohe Reparationszahlungen leisten. Diese gingen meist in die Industrie

und beschleunigten deren Entwicklung ebenso wie als weitere Folge die der Städte.

Es wurden aber in Verbindung mit dieser Entwicklung noch mehr Pferde gebraucht. Die Nachfrage wuchs, zumal gleichzeitig mit dieser Entwicklung die Armee ausgebaut wurde und Pferde suchte.

Die Landwirtschaft

In der Landwirtschaft fand zur gleichen Zeit ein gewaltiger Umbruch statt. Nach der geringen Kaufkraft der Bevölkerung in den vergangenen Jahrhunderten stellte sich zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine große Nachfrage nach landwirtschaftlichen Produkten ein. Etwa 1830 bis 1850 waren die „goldenen Jahre“ des letzten Jahrhunderts für die Landwirte. Danach wurde es kritischer, weil die Industrie an Bedeutung gewann und ihren Export gesichert haben wollte. Gleichzeitig lieferte das Ausland die Grundnahrungsmittel billiger, als sie die Bauern herstellen konnten. Die Preise für landwirtschaftliche Produkte fielen und die Löhne stiegen. Die



Industrie zahlte mehr. England war nicht nur das Vorbild für die Industrie, sondern zusammen mit den Niederlanden ebenso für die Landwirtschaft in Deutschland, und zwar in all deren Bereichen. Napoleon hatte durch die Kontinentalsperre gegen England bewirkt, daß die Zuckerrübe als Frucht interessant wurde. Ihr geregelter Anbau setzte besonders auch im Braunschweiger Land ein.

Albrecht Thaer, Johann Gottlieb Koppe und Justus Liebig revolutionierten den Ackerbau und die Arbeit auf den Höfen. Die Fruchtwechselwirtschaft löste die verbesserte Dreifelderwirtschaft ab. Jetzt hieß es jeweils 50 Prozent Blattfrüchte und Getreide anzubauen. Dabei wurde auf die Leguminosen großer Wert gelegt. Das bisher gebrauchte Gerät reichte für diese Art von Landwirtschaft nicht mehr aus. So löste den Holzpflug der Eisenpflug ab. Die Drillmaschinen und die Erntemaschinen kamen. Die Bodenbearbeitung mußte intensiver, besser und zeitgerechter durchgeführt werden können, wollte man die neuen Früchte rentabel anbauen. Die Zugkraft wurde zu einem Problem, das durch Pferde, aber auch schon durch Maschinen gelöst werden mußte.

Das landwirtschaftliche Schulwesen wurde entwickelt. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden an vielen Orten Ackerbauschulen. Im Jahr 1863 wurde an der Universität Halle-

Wittenberg der erste landwirtschaftliche Lehrstuhl eingerichtet.

Nach all dem ist es zu verstehen, daß der Landwirtschaftliche Central-Verein ungeduldig bei der Pferdezucht wurde und ein brauchbares Wirtschaftspferd in den Gegenden der lößhaltigen und der tonigen Böden forderte. Zu diesen gehörte ein großer Teil des Herzogtums, nämlich in etwa alles, was heute an Flächen südlich der Bundesautobahn A 2 (Hannover - Berlin) liegt.

Die landwirtschaftlichen Interessenvertretungen

In den letzten 250 Jahren bildeten sich viele Interessenvertretungen der Landwirte. Nach dem Siebenjährigen Krieg entstand im Jahr 1764 für Hannover, Lüneburg und Braunschweig die Königlich - Groß Britanische - Braunschweigische - Lüneburgische - Landwirtschaftsgesellschaft. Von dieser spalteten sich in den Ländern eigene landwirtschaftliche Interessenvertretungen ab. Das waren oft kleine, örtliche Vereine mit einem besonderen Zweck. Ferner gab es verschiedenartige Zusammenschlüsse der Vereine.

Ein solcher mit dem Ziel, eine genügend starke Vertretung der Interessen zu haben und die Landwirtschaft theoretisch und praktisch zu fördern, schufen die Braunschweiger Landwirte im Jahr 1832 in Form des Landwirtschaftlichen Central-Vereins

für das Herzogtum Braunschweig. Seinen Zweck sollte der Verein durch die Vermittlung von Aussprachen der Mitglieder untereinander, das Anstellen von Versuchen, das Erarbeiten von Gutachten, die Erteilung von Auskünften und Ratschlägen, die Veranstaltung von Tier-schauen und die Herausgabe einer Zeitschrift erreichen. Sein Unterbau waren über das gesamte Herzogtum verteilte Amtsvereine. Im Jahr 1871 wurden 17, vier Jahre später bereits 22 Amtsvereine gezählt. Der Central-Verein mündete 74 Jahre später schließlich in die Landwirtschaftskammer für das Herzogtum Braunschweig. Sie wurde durch das Gesetz von 1906 geschaffen.

Die Pferdezüchter hatten ihre eigenen Zusammenschlüsse. Da waren einmal die örtlichen Vereine um die Deckstationen, dann die Vereine, die Schauen, meist mit der örtlichen Ackerbauschule zusammen, durchführten. Außerdem gab es die Vorgänger der heutigen Reit- und Fahrvereine.

Im Gegensatz zu denen im Hauptzuchtgebiet des hannoverschen Warmblutpferdes waren in Braunschweig die Gründer der Reitervereine meist Offiziere, Gutsbesitzer und vermögende Bürger. Die Vereine entstanden vor allem in den Städten. So ist vermerkt, daß es bereits um das Jahr 1830 in der Stadt Braunschweig einen „Pferdezucht- und Rennverein“ gegeben haben soll. Wenig später entstand hier der Braunschweiger Reiterverein. Hinzu kamen an den anderen großen Orten Reitervereine und außerdem einige ländliche Reitervereine. Sie eiferten stets mehr den Aufgaben und dem Wirken der städtischen Vereine nach, als sich der Zucht besonders verbunden zu fühlen, so wie es zum Beispiel zu dieser Zeit in den Marschen an Elbe und Weser üblich war.

Der Landes-Pferdezucht-Verein

Die vielen kleinen pferdezüchterischen Zusammenschlüsse und die Bemühungen des Landwirtschaftlichen Central-Vereins um eine den Bedürfnissen der landwirtschaftli-



chen Praxis nachkommende Pferdezucht, waren sicher die Gründe dafür, daß zum Ende des 19. Jahrhunderts führende Landwirte eine Initiative ergriffen und einen Dachverein speziell für die Pferdezucht im Herzogtum Braunschweig ins Leben riefen. So wurde in Gandersheim im Jahr 1899 der Landes-Pferdezucht-Verein des Herzogtums Braunschweigs gegründet.

Über seine ersten Jahre fehlen leider Dokumente. Erst aus dem Jahr 1904 gibt es etwas. Aus dem Jahr 1907 wird berichtet, daß er bereits 471 Mitglieder mit 42 Hengsten und 2.051 Stuten, von denen 1.575 Kaltblüter und 476 Warmblüter waren, gezählt haben soll. Man führte Schauen in Salder, Stadtoldendorf, Greene und Helmstedt durch, konnte Sektionen, so in Helmstedt, Vorsfelde, Wolfenbüttel, Gandersheim und Holzminden. Die Kasse verbuchte den stattlichen Betrag von 15.364 Mark in den Einnahmen und 8.108 Mark in den Ausgaben.

Alexander Mackensen v. Astfeld

Zum Vorsitzenden des Landes-Pferdezucht-Vereins wurde der Rittergutsbesitzer Alexander Mackensen von Astfeld gewählt. Er blieb es bis zu seinem Tod im Jahr 1931.

Die Rolle, welche die Familie Mackensen in der Landes-pferdezucht und in ihren Verbindungen zu anderen Züchtern spielte, ist so weittragend, daß hierzu einiges gesagt werden muß.

Im Jahr 1842 erwarb der Vater von Alexander, Carl August Theodor Mackensen (geboren 1813 in Ödelum), das Gut und das Schriftsassengut in Astfeld.

Er war schon in jungen Jahren Generalmandatar des Grafen Georg zu Münster-Derneburg und Generalpräfekt des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, leitete also umfangreiche Besitzungen in Deutschland und in Europa. Weshalb ihm gerade Astfeld so gefiel, daß er es kaufte, ist nicht erklärt. Die Böden in Astfeld sind auf Grund ihres Ton- und des Steingehalts schwierig zu bewirtschaften.



Es wurden dennoch schon damals Weizen, Roggen, Hafer und Leguminosen, aber nur wenig Hackfrüchte angebaut.

Die Bevölkerung und die Landschaft litten sehr unter den Rauchsäden, welche durch die Gase der Hütten verursacht wurden.

Dennoch schaffte es Carl Mackensen, aus den gekauften Betrieben ein Mustergut zu machen. Seine besondere Liebe galt der Pferdezucht, und zwar der von Warmblütern und der von Kaltblütern. Durch sie wurde er im ganzen Land bekannt. Er hielt aber nur schwarze Pferde, und die sowohl als Hannoversches Halbblut und Oldenburger als auch als Rheinisch-Belgisches Kaltblut. Seine Remonten fanden einen guten Absatz als Reit-, Offiziers- und Kutschpferde. Selbst der Kaiser soll auf einem Pferd aus dieser Zucht geritten sein.

Besondere Kontakte bestanden zu Karl Friedrich von Veltheim. Dieser war zunächst Offizier, später bewirtschaftete er Destedt und war auch Auditor in der herzoglichen Kammer. Weiter gehörten zu seinen engsten Bekannten Oberstallmeister Friedrich v. Spörken und Hermann Freiherr v. Spörken.

Bei der Ablösung der Abgaben, Leistungen und Verpflichtungen, hier speziell gegenüber dem benachbarten Kloster, half Mackensen seinen Nachbarn. Das waren kleine Bauern. Ebenso setzte er sich für die

Entschädigungen für alle durch die Rauchsäden Betroffenen ein. Er kümmerte sich um die Witwen und Waisen der sehr früh in Astfeld damals sterbenden Hüttenarbeiter.

Bei der Gründung des Ritterlichen Creditvereins war er dabei und stand lange diesem vor. Außerdem gehörte er zunächst der Allgemeinen Ständerversammlung des Königreiches Hannover und später der braunschweigischen Landesversammlung an.

In Würdigung seiner großen Verdienste verlieh der Regent ihm und seinen rechtmäßigen ehelichen Nachkommen im Jahr 1888 den Adelstitel. Seitdem gibt es den Namen Mackensen von Astfeld.

Zum Ende seines Lebens von Taubheit und Gicht geplagt, verpachtete er im Jahr 1881 das Rittergut an seinen zweitgeborenen Sohn Alexander. Er blieb diesem aber ein sehr enger Berater und nahm an sämtlichen Geschehen rund um das Gut und die Pferdezucht sehr starken Anteil. Ihm entging nichts. Carl Mackensen von Astfeld starb 1902 in Astfeld.

Weshalb der älteste Sohn Carl Wilhelm Rudolf (geboren 1844) das Rittergut nicht zur Bewirtschaftung erhielt, ist unbekannt. Dieser, wie all seine Brüder, war Kavallerieoffizier, ging mit 45 Jahren in Pension und wurde danach als Schriftsteller, Dichter und Komponist bekannt.

Alexander Mackensen von Astfeld wurde 1852 in Astfeld geboren. Er starb 1931 in Binder. Als passionierter Gelände- und Jagdreiter wurde er Kavallerist und schaffte es bis zum Rittmeister in dem Husarenregiment Nr. 17 in Braunschweig. Seinem Vater folgend wurde er General-Mandatar des Grafen Münster-Derneburg. Als Abgeordneter zog er 1903 in die Landesversammlung des Herzogtums ein. Neben dem Vorsitz im Landes-Pferdezucht-Verein erhielt er von 1907 bis 1916 das Amt des ersten Vorsitzenden der Landwirtschaftskammer für das Herzogtum Braunschweig. Auch um den Ritter-schaftlichen Creditverein kümmerte er sich.

Im Jahr 1913 verkaufte er das Rittergut an seinen jüngeren Bruder. Er selbst zog nach Braunschweig. Seine Verbindung zur praktischen Landwirtschaft hielt er über seine Töchter, die in Binder ansässig war und bei der er oft wohnte.

Als Vorsitzender des Landes-pferdezuchtvereins Braunschweig, so nannte dieser sich nach dem ersten Weltkrieg, war er sehr engagiert und genoß hohes Ansehen. Allerdings blieb ihm auch nicht Ärger erspart. So wurde er in Verbindung mit der Aushebung von Pferden für Frankreich und Belgien, einer Reparationsforderung, schwer beschuldigt. Sogar die Staatsanwaltschaft schritt ein. Zu einem Prozeß kam es aber nicht.

Der Landespferdezuchtverein und die Kaltblutzucht

Schwere Warmblüter und Kleinpferde waren lange Zeit wesentliche Bestandteile der Pferdezucht in Braunschweig. Längst nicht sämtliche Bauern in dem vom Ackerbau geprägten Land konnten sich eine Pferdehaltung leisten. Meist begann diese erst ab einer Hofgröße von 20 Hektar. Das waren im Jahr 1895 etwa 4,2 Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe. Nur auf größeren Höfen wurden Pferde reell gezüchtet. Meist fehlte es den Betrieben an Grünland für eine gesunde Fohlenaufzucht. Die wenigen vorhandenen Grünlandflächen wurden

für die anderen Tierarten benötigt.

Im Jahr 1895 gab es im Herzogtum in den insgesamt 58.091 landwirtschaftlichen Betrieben nur 26.085 Pferde, aber 108.825 Kopf Rindvieh. Zehn Jahre später waren es dann schon 33.379 Pferde. Diese Entwicklung war sicher mit ein Verdienst des Landes-Pferdezucht-Vereins. Die Zugkräfte in den landwirtschaftlichen Betrieben lieferten auch in Braunschweig die Kühe und die Ochsen. Eine Aufstellung zeigt: Im Jahr 1904 gab es pro 100 Hektar Landwirtschaftliche Fläche 9,86 Pferde (im Deutschen Reich: 8,14), 2,02 Ochsen (3,09) und 4,88 Kühe (7,23). Ein ordentliches Pferd kostete damals 700 Mark. Das war sehr viel Geld.

Durch das Wirken des Landes-Pferdezucht-Vereins stellte sich auch eine bessere Absatzlage ein. Es fanden regelmäßig Märkte statt. Die Landwirte gaben oft nach einer gewissen Zeit die schweren Arbeitspferde an Interessenten in der Stadt oder zur Waldarbeit ab. So blieben ihnen meist die jüngeren, unverbrauchten Pferde für die Arbeit auf den Höfen.

Im Herzogtum wurde eine eigene, bodenständige Kaltblutzucht angestrebt. Gewünscht war ein ruhiges, schweres Arbeitspferd, nicht ohne Adel und trocken. Die staatliche Hengsthaltung herrschte vor.

Vom Braunschweiger Land strahlte die Kaltblutzucht zunächst nach Göttingen, Northeim und Uslar und dann nach Hildesheim, Hameln und Gifhorn aus. Im Jahr 1904 entstand die Pferdezuchtgenossenschaft Göttingen und 1906 der Verein zur Züchtung des Rheinisch-Belgischen Kaltblutpferdes in Hildesheim. Im Dritten Reich wurde vieles umgestaltet. So wurden die Landesbauernschaften Braunschweig und Hannover im Jahr 1938 zusammengelegt. In der Folge kam es zur Verschmelzung der Kaltblutzuchtvereine. Ein Großverband wurde geschaffen.

Nach dem Ende des letzten Weltkrieges entstand das Stammbuch für Kaltblutpferde Niedersachsen mit seinen Unterorganisationen. Der Landespferdezuchtverein setzte

jedoch wieder auf die Kalt- und die Warmblutzucht. Er nahm so seinen eigenen Weg.

Auf Alexander Mackensen von Astfeld folgte als Vorsitzender M. v. Henninges. Leider gibt es über seine Zeit ganz wenig Aufzeichnungen.

Im Jahr 1938 zählte der Landes-pferdezuchtverein Braunschweig 521 Mitglieder. Es waren 1.008 Kaltblutstuten und 92 Warmblutstuten sowie 11 Hengste vorhanden. Man kaufte damals Zuchtpferde in Belgien, so 15 tragende Stuten. Die Zwangsvereinigung mit Hannover brachte für die Braunschweiger eine andere Organisation und andere Brandzeichen, und diese sowohl für die Warm- als auch für die Kaltblüter. Fortan galt auch in Braunschweig das hannoversche Stammbuch.

Als neuer Vorsitzender wurde im Jahr 1938 E. Voigtländer aus Blankenburg gewählt. Er war ein großer Anhänger der Kaltblutzucht.

Der Verein erhielt eine neue Satzung. Es galt überall, so auch in dem Verein, das Führerprinzip. Die Vereinszeitschrift wurde „Das Deutsche Kaltblut“. Ab 1940 gab es dann für Warmblutpferde in Braunschweig keine Einträge mehr.

Die Zeit nach der Stunde „Null“

Das Kriegsende 1945 brachte auch für den Landespferdezuchtverein viele grundlegende Veränderungen. Es waren Gebiete und Menschen verlorengegangen. Die Besatzungsmächte bestimmten das Vereinsgeschehen. Bedingt durch die Versorgungslücken und die wachsende Gefahr von Aufruhr neigten die Briten als Besatzungsmacht in Braunschweig dazu, Zuchtverbände als weniger gefährlich als andere Zusammenschlüsse anzusehen und ihre Arbeit zu genehmigen. So konnten die verbliebenen Mitglieder bereits im Jahr 1947 wieder zusammenkommen und den Landes-pferdezuchtverein aktivieren. Allerdings mußten sie jetzt einen neuen Namen finden. Dieser wurde

„Pferdezuchtverein Braunschweig“. Der alte Vorsitzende war verstorben. Deshalb leitete Franz Schulze aus Vorsfelde von 1945 an den Verein. Er war ein bekannter Züchter und Reiter.

Die Anzahl der Pferde hatte auch in Braunschweig der Krieg schmelzen lassen, obwohl nicht wie in der französischen Besatzungszone hier Pferde als Reparationsleistung abgezogen wurden. Im Jahr 1948 zählte man 78 Hengste, 2.260 eingetragene Stuten und 1.238 Mitglieder. Es gab noch 17 Arbeitsgemeinschaften. Ein Jahr später hatte der Verein eine eigene Abteilung für Warmblut mit 210 Mitgliedern und 246 eingetragenen Stuten.

Der Pferdezuchtverein wurde „e. V.“

Im Landgestüt in Bündheim standen ein Jahr später 47 Kaltbluthengste und 32 Warmbluthengste. Hinzu kamen in Privathaltungen 27 Kaltblut- und 6 Warmbluthengste. Der Landstallmeister war Hans Fellgiebel, ein echter Pferdemensch, Züchter, Pferdesportler, Lehrer und Richter.

Unter dem Dach des Pferdezuchtvereins fanden sich nach dem Krieg auch die Pferdesportler wieder zusammen. Sportvereine mit übergebietlichen Bereichen waren zunächst von den Alliierten verboten. Es durfte keine Turniere geben, so

wurden Pferdeleistungsschauen abgehalten. Die Pferdesportler bildeten im Pferdezuchtverein Braunschweig eine eigene Abteilung, die Reit- und Fahrabteilung. Das war die Fortsetzung des alten Herzöglichen Gauverbandes der ländlichen Reitervereine Braunschweigs und außerdem die Keimzelle des Bezirksreiterverbandes Braunschweig sowie des Reit- und Fahrvereins Klein Stöckheim. Auch hier wirkte Franz Schulze maßgeblich mit.

Mit einer weiteren neuen Satzung zog sich der Pferdezuchtverein ganz auf das Braunschweiger Gebiet zurück.

In der Zucht selbst wurden neue Richtungen gesucht. Ein Haflingerhengst wurde eingestellt. Das Echo bei den Züchtern war gering, und so ließ man von dem Unternehmen bald ab. Ebenso erging es später einer Pony- und Kleinpferdeabteilung. Sie ging dann 1957 nach Northeim.

Mit den Fünfziger Jahren lösten der Schlepper und der Kraftwagen überall die Zugpferde ab. So begann die Abnahme des Pferdebestandes allgemein und selbstverständlich auch im Braunschweiger Gebiet. Gleichzeitig wurde die Bindung des Pferdezuchtvereins an den Verband hannoverscher Warmblutzüchter immer enger. Die Mitgliederzahlen dagegen schrumpften. Im Jahr 1953 gab es nur noch 844 Mitglieder mit 1.208 eingetragenen Stuten.

Franz Schulze starb im Jahr 1954. Es wurde zum Vorsitzenden Heinrich Sperling aus Lutter gewählt. Mit ihm begann eine neue Ära des Pferdezuchtvereins Braunschweig.

Die Landwirtschaftskammer übernahm die Geschäftsführung. Hans Fellgiebel gab sein Amt an Dr. Kiel ab.

Im Jahr 1957 starb der alte, langjährige Geschäftsführer Billenkamp. 1962 liquidierte die Reit- und Fahrschule Harzburg. Ihre Nachfolge trat der Harzburger Reiterverein an. Damit war das letzte Stück der alten Landespferdezucht verloren.

Mit den Pferdebeständen ging es immer noch weiter abwärts. Eine Satzungsänderung stand im Jahr 1965 ins Haus.

Der Kreis Holzminden wurde nach Northeim an den Kaltblutverein Südhannover abgegeben. Aber bereits 1969 löste sich auch dieser auf, und es entstand der Pferdezuchtverein Südhannover.

Das Jahr 1973 brachte das Ende für das Tierzuchtamt Braunschweig. Alles wurde nun von Hannover aus „regiert“. In Braunschweig blieb eine Nebenstelle, die dann im Jahr 1989 als Fachbereich in die Bezirksstelle Braunschweig der Landwirtschaftskammer eingegliedert wurde.

Im Jahr 1985 gab Heinrich Sperling den Vorsitz ab. Ein Jahr später verließ er diese Welt. Sein Nachfolger wurde Rudolf Fricke. Er kam aus dem Cremlinger Bereich und regierte bis 1991. Von diesem übernahm Martin Sälzer den Vorsitz.

Die ganze Wende zum Warmblut

Die ersten Jahrzehnte nach dem letzten Krieg schufen für die Pferdezucht und so auch für den Pferdezuchtverein Braunschweig neue Tatbestände. Durch die Trecks der Flüchtlingsbauern stieg die Anzahl von Warmblutpferden im Braunschweiger Land. Der Motor löste in der Landwirtschaft und in der Wirtschaft die Pferde bei der Arbeit ab. Mit dem Wiederaufbau und dem sich entwickelnden Wohlstand erhielt der Pferdesport einen



hohen Stellenwert in der Gesellschaft und eine neue Zielsetzung. Auf all das mußte die Pferdezucht reagieren. Sie konnte es dank des breit angelegten Zuchtmaterials.

Die Nachfrage nach schweren und besonders nach Kaltblutpferden sank. Gleichzeitig stieg sie bei den Warmblutpferden und den Ponys. So gab es bereits 1949 reine Warmblutschauen in Ahnebeck, Bortfeld, Frellstedt, Liebenburg und Vorsfelde. Andererseits zeigt die Statistik des Niedersächsischen Landgestüts, wie sehr sich der Bestand an Kaltbluthengsten auf Grund der verringerten Nachfrage änderte. Gab es noch im Jahr 1948 in Niedersachsen 425 Hengste, so waren es zwei Jahre später nur noch 322. Zehn Jahre später waren es dann nur noch 75,8 Prozent, weitere zehn Jahre nur 25,2 Prozent und im Jahr 1970 ganze 3,7 Prozent davon. Inzwischen steigt die Anzahl an Kaltblütern wieder. Dieses erfolgt aber nicht in Verbindung mit dem Pferdezuchtverband Braunschweig.

Natürlich verlor der Pferdezuchtverein mit der Entwicklung in diesen Jahren auch entsprechend viele Mitglieder. Deutlich wird das an der Anzahl der Arbeitsgemeinschaften. Franz Schulze hatte noch 17 zu betreuen. Mitte der Fünfziger Jahre waren es noch 12, deren Koppeln Kaltblüter auf den Schauen, speziell auf der Ausstellung „Harz und Heide“ in Braunschweig, in Konkurrenz um den Sieg antraten. Inzwischen gibt es seit den Sechziger Jahren nur noch zwei, nämlich die in Rhüden und die in Cremlingen. Als letzten Versuch führte der Pferdezuchtverband über seine Mitglieder noch im Jahr 1950 belgische Zuchtstuten ein. Der Erfolg blieb aus.

Heinrich Sperling, der spätere Vorsitzende, war ein hervorragender und sehr erfolgreicher Züchter. Seit 1870 wurden nachweislich Kaltblüter auf Basis des belgischen Kaltblutes auf dem Hof in Lutter gezüchtet. Aber auch bei ihm vollzog sich Ende der Fünfziger Jahre der Wechsel. Schon vorher hatte er gemeinsam mit Hans Fellgiebel im hannoverschen Hauptzuchtgebiet Pferde gekauft und mit diesen eine erfolgreiche Warmblut-

zucht aufzubauen angefangen.

Im Jahr 1947 bildete sich in Hannover der Verband Stammbuch für Kaltblutpferde Niedersachsen. Der Pferdezuchtverein war bis in die siebziger Jahre ihm quasi noch angeschlossen. Es gab auch einen Sitz in dessen Beirat. Im Jahr 1956 schafften es die Braunschweiger dann noch einmal, mit 39 neu eingetragenen Kaltblutzuchtstuten an die Spitze aller Verbände in Niedersachsen zu kommen. Aber die Märkte in Northeim und in Lehrte wurden immer schwächer. Das Interesse an der Kaltblutzucht erlosch.

Dagegen begann die stärkere und schließlich vollständige Vereinigung mit dem Verband hannoverscher Warmblutzüchter. Vom Jahr 1952 ab gab es einen Vertreter des Pferdezuchtvereins in diesem Verband. Es war Engelhard Crome. Neun Jahre später wurde dann Heinrich Sperling in den Vorstand des Verbandes hannoverscher Warmblutzüchter als beratendes Mitglied aufgenommen.

Ende der Sechziger Jahre begannen die Bemühungen um einen Bezirksverband Braunschweig-Hildesheim. Nach anfänglichen Schwierigkeiten, vor allem mit dem Northeimer Verband, wurde er gegründet. Das war das Ende des Landespferdezuchtvereins Braunschweig. Aus ihm wurde ein Teil des Bezirksverbandes. Aber auch in der Zucht vollzog sich eine vollständige Wende. Die Satzung aus dem Jahr 1981 sagte es dann ganz deutlich.

So heißt es in dieser:

„Das Zuchtziel ist ein edles, großliniges, korrektes und leistungsstarkes Warmblutpferd mit schwingvollen, raumgreifenden, elastischen Bewegungen, das aufgrund seines Temperamentes, seines Charakters und seiner Rittigkeit vornehmlich für Reitzwecke jeder Art geeignet ist.“

Schlußbetrachtung

Das ist – kurzgefaßt – die Geschichte des Tages vor hundert Jahren, was davor geschah und was hinterher kam.

Aus der Landwirtschaft heraus wurde als Pendant zur staatlichen Verwaltung ein Landesverein geschaffen. Seine Beweglichkeit und das Können seiner Vorstände überwinden in vielen Jahrzehnten die von der Gesellschaft und der Praxis an die Pferdezucht herangetragenen Probleme. Schließlich bildete sich der Landespferdezuchtverein zu einem Regionalverband zurück, der er heute ist.

Die Zeiten haben sich geändert und mit ihnen die Anforderungen an die Landwirtschaft und an die Pferdezucht. Brauchte man zunächst das Wirtschaftspferd, so ist heute das Sportpferd gefragt.

Es ist sicher, daß solche Änderungen gerade in der Zielsetzung der Pferdezucht nur erreicht werden konnten, weil die Basis über die Vereine mitarbeitete und es am Elan der Ehrenamtlichen nie fehlte.

Für heute und morgen sollte der Spruch des Vaters des Vereinsgründers nicht vergessen werden:

*„Den Berg hinauf, da reite mich.
Den Berg hinab, da leite mich.
Auf der Ebene, da brauche mich.
Im Stall, da vergiß mich nicht.“*

Jeder Züchter und Pferdesportler sollte zeigen, wie sehr er dem Pferd nahesteht und daß er sich für das Pferd in jeder Hinsicht verantwortlich fühlt. Es hat seit Jahrtausenden neben dem Menschen seinen festen Platz. Es braucht seinen eigenen Lebensraum und seine Landschaft. Es bedarf aber auch des Schutzes und der Fürsorge sowie der Anerkennung eines jeden Pferdezüchters, Pferdesportlers und Pferdefreundes. Die Geschichte des Abendlandes wäre anders verlaufen, wenn die Menschheit nicht vom Pferd begleitet worden wäre. Ein solch altes, lebendes Kulturgut wie das Pferd ist selbst heute noch viele Taten wert.

Am 09.11.1989 wurde mit Verordnung ein Teil des Reitlingstales, und zwar das Teichgebiet und Quellgebiet der Wabe, als Naturschutzgebiet Reitlingstal ausgewiesen. Damit wurde ein strenger Schutzstatus für das Reitlingstal im Elm, einer der bedeutendsten Lebensräume für Lurche (Amphibien) in Niedersachsen, geschaffen.

Die Gewässerkomplexe „Großer Teich“, „Langer Teich“, sowie das Quellgebiet der Wabe dienen zwölf Amphibienarten als Laichgewässer. Die besondere Bedeutung des Gebietes ergibt sich darüber hinaus sowohl aufgrund der Seltenheit einiger Arten als auch wegen ungewöhnlich hoher Individuenzahlen anderer Tier- und Pflanzenarten. Mit dem Schutz der Teiche und des Quellgebietes wurden den Mindestanforderungen des Naturschutzbundes Deutschland (NABU), der die Unterschutzstellung des gesamten Tales gefordert hatte, entsprochen. Denn das Reitlingstal im Elm ist eines der letzten Rückzugsgebiete für im Bestand hochgradig gefährdete Tier- und Pflanzenarten.

So ist schon fast regelmäßig der Fischadler auf dem Durchzug im Reitlingstal zu sehen. Mehrere Wochen beobachtete ich gleich zwei rastende Fischadler im Gebiet des Reitlingstales. Die Vögel hielten sich von Mitte August bis in den September hinein hier auf. Meist sieht man bei uns einzelne Fischadler, selten zwei Exemplare. Offensichtlich halten sich die Vögel einige Tage oder Wochen im Gebiet auf.

Der Fischadler ist nur wenige Zentimeter größer als unser Mäusebussard. Er ist oberseits schwarzbraun, der Kopf – bis auf die braune Ohrgegend – weiß. Am Hinterkopf hat er ein charakteristisches weißliches, kurzen Schopf, die Unterseite ist überwiegend weiß.

Es gehört schon zu den besonderen Naturerlebnissen, den Fischadler beim Beutefang zu beobachten. Er stürzt in schnellem Flug aus der Luft herab, das Wasser spritzt auf, er taucht dabei unter und streicht mit dem erbeuteten Fisch in den Fängen davon. Es kommt aber auch vor, daß ein Fischadler seine Kräfte bei Fischfang überschätzt und der Fisch

Der Fischadler

Ein regelmäßiger Durchzugsgast an den Teichen im Naturschutzgebiet „Reitlingstal“

Von Rolf Jürgens

stärker ist als er. Der Fisch kann ihn mit sich in die Tiefe ziehen, wobei der Vogel dann ertrinkt.

Der Fischadler ist ein Zugvogel, der im August oder September seine Brutgebiete verläßt und im tropischen Afrika und Südafrika überwintert.

Im April oder Anfang Mai kehrt er in die nordischen und östlichen Brutgebiete zurück. Auf dem Durchzug in die Winterquartiere kommen zahlreiche Fischadler um, besonders durch menschliche Verfolgung, so zum Beispiel auch im Mittelmeerraum.

Der Fischadler zieht regelmäßig im Frühjahr und Herbst durch unsere Gebiete. Es liegen auch aus anderen Seengebieten des Landkreises Wolfenbüttel Beobachtungen durchziehender Fischadler vor; so aus dem Naturschutzgebiet und Europareservat Riddagshausen-Weddeler Teich, den Schladener-Isingeröder Kiesteichen und kleineren Teichen an Elm und Asse.

Nachdem der Fischadler noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts im Riddagshäuser-Weddeler Teichgebiet gebrütet hat, kam es vermutlich um 1930 noch einmal zu einer Brut. Auch im Lappwald brütete dieser Adler bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Der Fischadler wurde Mitte des 19. Jahrhunderts in der alten Bundesrepublik als Brutvogel ausgerottet.

Heute ist er in Mecklenburg, Brandenburg und Pommern seltener Brutvogel. Das Hauptverbreitungsgebiet des Fischadlers in Europa ist Schweden. Auch in Nord- und Osteuropa ist er als Brutvogel vertreten.



Der Verein der Freunde der Archäologie im Braunschweigischen Land hat bereits 180 Mitglieder

Buddeln mit viel Spaß und Sachverstand

Von Klaus Herrmann

„Viele Dinge in unserem Museumsbereich wären unmöglich, wenn es die Freunde der Archäologie im Braunschweigischen Land (FABL) nicht geben würde.“ Dieses Lob des Leiters des Wolfenbütteler Museums für Ur- und Frühgeschichte, Wolf-Dieter Steinmetz, erfüllt Bärbel-Regine Ostmann und Gabriele Fournier mit Stolz. Der Verein, er zählt zu den jüngsten Institutionen in der Region, die sich mit der Geschichte auseinandersetzen, verzeichnet ein beachtliches Mitgliederwachstum. Erst 1955 gegründet, gehören ihm inzwischen mehr als 180 Mitglieder an.

Bärbel-Regine Ostmann: „Wir sind stolz darauf, daß in unserer Gruppe VW-Angestellte, Hochschullehrer, Studenten, Hausfrauen und die unterschiedlichsten Altersgruppen vereint sind.“ Was sie verbindet, ist die Leidenschaft, mit der sie mit Schaufel, Maurerkelle, Teelöffel und feinem Pinsel das Erdreich sorgfältig abtragen, immer auf der Suche nach Spuren der Vergangenheit.

Das wohl aufregendste Projekt des Vereins: die Mitglieder waren beteiligt, als Wolf-Dieter Steinmetz die Hünenburg bei Watenstedt, eine frühgeschichtliche Ringwallanlage, erforschte. „Ich wollte mehr über meine Heimatregion erfahren“, erklärt Gabriele Fournier, sie ist die stellvertretende Vorsitzende, ihr Interesse, daß sogar nicht mit ihrem Beruf in der Versicherungswirtschaft zu tun hat. Für einen Archäologen ist es ein spannender Augenblick,



Bärbel-Regine Ostmann, die Vereinsvorsitzende, ist mit Begeisterung bei der Arbeit.



Wolf-Dieter Steinmetz, der Leiter des Museums Wolfenbüttel, erläutert während der Exkursion landschaftliche Merkmale, die erahnen lassen: Hier könnten sich archäologische Grabungen lohnen.

wenn sich beim vorsichtigen Freilegen der Erdschichten langsam die Färbung des Bodens ändert. Handelt es sich um eine alte Feuerstelle, brannte hier vor mehr als tausend Jahren ein Haus ab? In solchen Augenblicken sind die Wissenschaftler gefordert. Zu sehen, wie die Experten dann mit solchen Fundstellen umgehen, ist für die Vereinsvorsitzende Bärbel-Regine Ostmann eine ganz spannende Angelegenheit: „Bloß nichts zerstören, bloß keine Spuren verwischen.“ Gerade in der engen Zusammenarbeit mit den Wissenschaftlern, das ein Lernen bei der praktischen Arbeit ermöglicht, bestehe der Reiz dieser Arbeit. Spannend ist es auch, wenn Unternehmen sich an der Arbeit beteiligen. So half die Firma Rollei mit aufwendigen Spezialkameras bei der

Dokumentation von Ausgrabungen. Eine solche Arbeit war selbst für viele Wissenschaftler noch Neuland.

Später, wenn Funde im Museum ausgestellt werden, geht es darum, Besuchern nicht nur die Gegenstände zu zeigen, sondern ihnen auch einen Eindruck von der damaligen Zeit zu vermitteln. Die Arbeit an den aufwendigen Diarahmen erfordern wieder die enge Zusammenarbeit zwischen den engagierten Laien und den Experten. In Zeiten knapper Kassen haben Museen meist nicht mehr das Geld, die Arbeiten von Handwerkern ausführen zu lassen.

Aber so spannend das Buddeln in der Erde auch so sein mag, damit lassen es die Vereinsmitglieder nicht bewenden. Studienfahrten, etwa

nach Südengland, um sich Projekte in Wiltshire oder Oxford anzuschauen, Vorträge, etwa zur Altersbestimmung von Knochenfunden, gehören ebenfalls zum Programm. „Und natürlich wollen wir Spaß haben“, erklärte die Vorsitzende kategorisch. Ein gutes Essen, ein lustiges Picknick, ein Glas guten Weins am Rande eines Arbeitstages, das sind Dinge, auf die Hobbyarchäologen Wert legen. Die Freizeit sinnvoll gestalten und dabei Spaß haben, sei das Anliegen des Vereins.

Wer sich für die Arbeit der Freunde der Archäologie im Braunschweiger Land interessiert, kann sich an das Braunschweigische Landesmuseum in Wolfenbüttel, Kanzleistraße 3, Telefon 05331/27071 wenden.

Im Auftrage des Wolfenbütteler Herzogs bereiste er die Musterländer der europäischen Architektur

Von Gotthard Frühsorge

Zu den besonderen Schönheiten des Reiselandes Mecklenburg gehören seit alters seine Alleen. Die dunkelgrünen Baumreihen, die im 18. und frühen 19. Jahrhundert gepflanzt wurden, um die ausgefahrene Trasse der Landstraßen zu markieren und ihre Ränder zu befestigen, säumen auch heute noch viele Bundes- und Landstraßen, die durch die Landschaften Mecklenburgs führen. Die hochgewachsenen Kulissen der immer wieder nachgepflanzten Baumarten finden sich besonders zahlreich und wohlerhalten im Gebiet der Mecklenburgischen Seenplatte, die bekanntlich zu den schönsten Reisezielen des Landes zählt. Der Blick gleitet über die weiten, stillen Flächen der Seen und wird eingefangen von den dunklen Rändern der Laub- und Mischwälder, die das tiefe Blau des Wassers wie einen geheimnisvoll aufleuchtenden Edelstein fassen.

Im Sonnenlicht irisierende Grüntöne der Alleen und das Schwarzblau der Seen sind die Sommerfarben dieses Landes. Und nun findet sich auch wieder der dritte Farbklang, der das Landschaftsbild der alten Herzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz prägt: das kühle, makellose Weiß der Putzfassaden der ehemaligen Gutshäuser und Schlösser.

Von Saison zu Saison steigen in Mecklenburg-Vorpommern die Zuwächse in Zahl und Dauer der Übernachtungen im Touristikgeschäft. Nicht nur die Ostseeregionen, allen voran die Insel Rügen, profitieren von der wachsenden Attraktivität der Reiseangebote in diesem Bundesland. Auch die

südlich Schwerins gelegenen Bereiche haben kräftig teil an dieser Entwicklung. Dafür spricht die wachsende Zahl der kleinen Hotels und Pensionen, für die selbst an den Autostraßen geworben wird. Krönung der Hotellerie sind allerdings die Schloßhotels, die in jüngster Zeit an den landschaftlich schönsten Plätzen ihre Tore geöffnet haben. Aus den alten Herrenhäusern der einstmals für westliche Verhältnisse riesigen Gutsbezirke, die in den vierzig Jahren DDR als Schulhäuser, Sanatorien oder LPG-Verwaltungen notgedrungen und oft genug politisch gewollt heruntergewohnt wurden, sind nach aufwendigen Sanierungen elegante Gästepaläste geworden, die neben jedem Komfort ihre unvergleichlich reizvolle Lage am Ufer eines Sees anbieten können. Herrschaftliches Ambiente, leuchtend weiße Fassaden, Türme und Terrassen aller Stilrichtungen. So sind sie nun wieder da, wenn auch nicht mehr als Sitz einer Familie, sondern als feine Herbergen für Reisende, denen Wohnen und Speisen in der Atmosphäre eines alten Herrenhauses etwas wert sind: Daschow, Vietgest, Groß Platen, Klink am Müritzsee, um nur diese Namen zu nennen.

Im Reigen dieser Häuser findet sich neuerdings auch eine Adresse, die den Reisenden aus dem Braunschweigischen unbedingt anhalten läßt. Südlich von Schwerin, nur wenige Kilometer von der alten Nebenresidenz der Schweriner Herzöge, Ludwigslust, entfernt, weist der Weg nach Neustadt-Glewe. Man durchfährt die bescheidene Kleinstadt und steht am Ende der Hauptstraße vor

einem Schloßbau, der sofort die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Ein Hauptflügel von fünf Achsen wird von gleich langen und gleich hohen Seitenflügeln umschlossen, die in eleganter weiß-gelber Fassadengliederung ein üppiges Mansarddach tragen. Die Eingangsfront des Hauses mit ihren klassisch anmutenden Doppelsäulen mit dem mächtigen Dreiecksgiebel ist im Anspruch fürstlicher Repräsentanz einmalig unter den Schloßbauten Mecklenburgs, mit Ausnahme der so viel später als Neustadt dekorierten pompösen Schloßfassaden des Residenzschlosses in Schwerin. So, wie das Haus heute da liegt, auf leicht ansteigender Höhe, mit den dunklen Laternen vor den leuchtenden Wänden, den gestuften Farben des Daches und den dunklen, hohen Baumgruppen des sich in der Rückfront anschließenden Parkareals, könnte es auch in einem der alten Arrondissements von Paris liegen, würdig für die Wohnung des Königs. Und tatsächlich weist die Baugeschichte von Schloß Neustadt zurück auf die französische Architekturgeschichte.

Die landschaftliche Lage des Schloßhotels Neustadt ist ebenso attraktiv wie verkehrsgünstig. Unweit des Neustädter Sees, inmitten des größten Natur- und Landschaftsschutzgebietes Mecklenburgs, der Lewitz, und nah genug zur Autobahnausfahrt an der A 24 zwischen Hamburg und Berlin. Viele Anreize für eine anspruchsvolle Herberge im Schloß. Das Beste und das, was die Besucher aus dem Braunschweig-Wolfenbütteler Land bewegt, verbirgt sich aber hinter der herrschaftlichen Fassade.

Wir betreten die ebenso aufwendig wie behutsam restaurierten Räume und werden überall an die Geschichte eines Architekten erinnert, der hier die schmale Zeit seines Glücks und zugleich lange Phasen von Enttäuschungen als Planer und Bauführer erlebte.

Als im März 1711 Leonhard Christoph Sturm seine Stelle als herzoglich-mecklenburgischer Baudirektor in Schwerin antrat, kam er – nach einer relativ kurzen Phase als

Professor für Mathematik an der Universität zu Frankfurt an der Oder – aus Wolfenbüttel. Hier war und ist sein Name mit einer der ruhmvollsten Gründungen des Herzogs Anton Ulrich zu Braunschweig-Wolfenbüttel verbunden, der Ritterakademie, die im Juli 1687 im heute noch bestehenden Kleinen Schloß in unmittelbarer Nähe des Wolfenbütteler Schlosses eröffnet worden war. Dieser Einrichtung zur Erziehung junger Adelige für ihre

Karrieren als Hofleute, führende Beamte der fürstlichen Regierung oder als regierende Fürsten selbst, waren nur wenige Jahre beschieden. Schon 1712 schlossen sich wieder die Tore der Wolfenbütteler Ritterakademie. Daß die Jahre ihres Bestehens aber Blütejahre wissenschaftlicher Lehre mit hohen Ansprüchen waren, verdankt Wolfenbüttel vor allem der Tätigkeit Sturms, der 1694 als angesehener Architekturtheoretiker und Publizist auf die Professur für Mathematik und Geometrie berufen wurde. Sturm gehört ohne Zweifel zu den produktivsten Theoretikern der Architekturgeschichte Europas. Die Liste seiner Veröffentlichungen über so ziemlich alle Fragen der Stilgeschichte, der Angemessenheit der Formen und ihre Funktionen für die jeweilige Bauaufgabe, vor allem aber über die mathematischen Grundlagen der zu errichtenden Gebäude und der mechanischen Geräte im Bereich des Bauens, ist imponierend. Diese große Leistung des Theoretikers aber steht in einem eklatanten Widerspruch, der schon den Zeitgenossen Sturms auffiel, zum Mangel der Anlässe, sich als schöpferischer Entwerfer und lenkender Architekt zu bewähren. Man hat daher auch nicht versäumt, ihm die Schöpferkraft als Künstler überhaupt abzusprechen. Über dem Leben Leonhard Christoph Sturms, das auf einer offensichtlich hochdifferenzierten und schwierigen Persönlichkeitsstruktur beruht, liegt eine gewisse Tragik. Nicht zuletzt aus diesen Gründen hatten sich im März dieses Jahres eine Gruppe von Wissenschaftlern in der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel versammelt, um das Bild Sturms in der Kunstgeschichte neu zu bestimmen.

Sturm, 1669 als Sohn eines Mathematikprofessors in Altdorf bei Nürnberg geboren, suchte Zeit seines Lebens Umgang oder brieflichen Austausch mit bedeutenden Zeitgenossen, so auch mit Leibniz, der als Berater Anton Ulrichs auch für das geistige Profil der Ritterakademie maßgebend wurde. Zu dieser Kommunität der großen Geister Europas gehörte auch die Reisetätigkeit, der Wunsch, im persönlichen



Leonhard Christoph Sturm

Gespräch und in der Anschauung der Sachen zu lernen. So ist es nicht überraschend, daß der Wolfenbütteler Herzog seinen Architekturprofessor nach Holland und Frankreich schickte, um in diesen Musterländern fortschrittlichen Bauens die neuesten Stilentwicklungen für die großen Aufgaben der fürstlichen Baukunst zu studieren. Ohne Zweifel waren es die hier empfangenen Ideen, die auch in den Bau in Neustadt-Glewe einfließen. Im Jahre 1704 wird Sturm ehrenvoll zum Mitglied der Kurfürstlich Brandenburgischen Societät der Wissenschaften ernannt. Er mischt sich in den Streit um Andreas Schlüter als Baumeister des unglückseligen Berliner Münzturmprojekts. Der Ruhm seiner Kennerschaft hat einen Höhepunkt erreicht, als Sturm 1711 den Ruf als Baudirektor des Herzogs Friedrich Wilhelm nach Schwerin erhält. Offensichtlich hat für diese Berufung auch die Tatsache eine Rolle gespielt, daß der jüngere Bruder und dessen Nachfolger Karl Leopold Zögling der Wolfenbütteler Ritterakademie war. 1719 kehrt Sturm als herzoglicher Baudirektor ins Braunschweiger Land, genauer gesagt an den Hof des Herzogs Ludwig Rudolph nach Blankenburg, zurück. Dort stirbt er am 6. Juni 1719.

Die Mecklenburger Jahre Sturms bieten die beiden einzigen Gelegenheiten – abgesehen von ganz

wenigen, baukünstlerisch geringen Entwurfsarbeiten, die umgesetzt wurden – in denen Sturm als projektierender Baumeister eine große Bauaufgabe auch realisieren konnte. Aber auch in diesen Fällen war es ihm nicht vergönnt, alles aus seiner Hand allein zu schaffen und zum gelungenen Abschluß zu bringen.

Im vormals selbständigen Stadtteil Schelf in Schwerin kann man noch heute den ersten großen nach-reformatorischen Kirchenbau Mecklenburgs bewundern. Die sogenannte Schelfkirche, nach Dehio die bedeutendste Barockkirche des Landes, wurde von Jacob Reutz entworfen. Nach seinem Tod 1710 übernahm ein Jahr später der neue Baudirektor in Schwerin, Leonhard Christoph Sturm, die Bauleitung. Er griff sofort mit einer bemerkenswerten Planänderung ein, die – typisch für ihn – zu theoretischen Überlegungen über grundsätzliche Fragen des protestantischen Kirchenbaus führte, die er in mehreren Schriften veröffentlichte. Die praktische Umsetzung in der Kirche aber konnte nur teilweise realisiert werden, um schließlich mit der Neugestaltung des Innenraums im 19. Jahrhundert bis zur Unkenntlichkeit verdeckt zu werden.

Und dann schloß sich die Arbeit für das ursprünglich als fürstliches Jagd-

haus geplante Schloß in Neustadt-Glewe an, das zwar deutlicher als die Schelfkirche die Handschrift des Architekten Sturm trägt, aber dennoch nicht ein reines Werk seiner Schöpferkraft geworden ist. Sturm hat sich später in einer seiner Schriften zur Schloßbaukunst gerade über diese Bauaufgabe geäußert. Es sei sein „Unglück“ gewesen, daß er seine Erkenntnisse und Pläne auf Grund der widrigen Umstände, zudem bei großem Geldmangel, nur „als Flickwerk“ habe umsetzen können. Als Sturm den Bau übernahm, standen schon die Mauern des dreiflügeligen Hauses. Kriegerische Verwicklungen, politische Wirren im Land und letztlich der Geldmangel der Herzöge ließen den Weiterbau immer wieder stocken. So konnte Sturm schließlich nur die Fassaden neu gestalten, die Grundrisse der Raumfolgen, die tatsächlich geniale Idee einer neuen Treppenföhrung und vor allem die Dekoration der Innenräume neu konzipieren. Die Hoffnung Sturms, mit diesem Schloßbau seinen zahlreichen Konkurrenten, aber auch möglichen neuen Auftraggebern endlich beweisen zu können, daß er auch als Praktiker etwas taue, muß so groß gewesen sein, daß er sich nicht scheute, aus eigenem Vermögen 1500 Taler beizusteuern, um die Bauarbeiten weiterzuführen. Als Sturm schließlich 1716 den Bau verließ, war immer noch nicht alles in der Fertigstellung abgeschlossen.

Dem heutigen Besucher von Neustadt-Glewe erscheint es so, als ob dieses sich wahrhaft fürstlich darbietende Haus so schön wie nie zuvor in seiner langen und wechselvollen Geschichte vor Augen steht. Daß es so ist, beruht ganz wesentlich auf dem Glanz der Innenräume. Sie wurden von norditalienischen Künstlern stukkirt, deren Einfallsreichtum, Kunstfertigkeit und Geschmack immer wieder die Betrachter entzückt.

Wer den Vorzug hat, unter den Göttern und antiken Helden über den Kaminen und im Deckenplafond zu tafeln und zu schlafen, wird sich mitten im Mecklenburger Land auch an die Glanzzeiten Wolfenbüttels erinnern können.



Das Schloß in Neustadt-Glewe

Die Konradsburg wurde lange Zeit als Schweinestall mißbraucht

Der Streit über Sinn und Unsinn der Verputzung eines romanischen Kleinods im Harz

Von Martin Stolzenau



Konradsburg, Reste der ehemaligen Klosterkirche

Am nordöstlichen Harzrand liegt nahe Aschersleben auf einem nach Westen gerichteten Bergsporn die weithin sichtbare Konradsburg, die mit ihrer spätromanischen Krypta zu den herausragenden Kulturdenkmälern der „Straße der Romanik“ in Sachsen-Anhalt gehört. Die kunstgeschichtlich bedeutsamen Überreste einer ehemaligen Klosterkirche stammen aus der Zeit um 1200 und sind von den Wechselfällen einer 800-jährigen Geschichte gezeichnet. Die Diskussion um Formen der weiteren Erhaltung dieses Denkmals, dessen Bestand nach rapidem Verfall ab 1982 durch eine Bürgerbewegung gerettet wurde, schlägt gegenwärtig überregional erneut hohe Wellen. Nach massiven öffentlichen Protesten wurde die bereits begonnene Verputzung des steinsichtigen Mauerwerks des romanischen Baus mit einer deckenden Kalkschicht abgebrochen. Einerseits soll das überlieferte Erscheinungsbild in seiner Durchmischung von Kalk- und rotem Buntsandstein erhalten bleiben, was

durch den schützenden Kalkputz als Mittel der Substanzerhaltung aufgehoben worden wäre; andererseits will man das Bauwerk aber auch „nicht in Schönheit sterben lassen“, da besonders an der Westfront bereits faustgroße Auswaschungen des roten Sandsteins zu verzeichnen sind. Um einen Mittelweg zu finden, verordneten sich Ende Oktober die Denkmalschützer eine „Denkpause“ bis zum Frühjahr.

Die wohl älteste Erwähnung eines Konradsburger Burgherrn geht auf das Jahr 1021 zurück. Die damalige Burg diente einst zum Schutz des Reichsgutes Harz. Nach der Zerstörung der benachbarten alten Burg „Talkenstein“ 1115 errichteten die Konradsburger an gleicher Stelle oberhalb des Selketales eine neue Burg „Talkenstein“, die sie wegen ihrer besseren strategischen Lage zu ihrem Hauptsitz erhoben und auf der Eike von Repgow später seinen „Sachsenspiegel“ verfaßte. Die Konradsburger nannten sich fortan Falkensteiner und wandelten ihre vormalige Konradsburg in ein Stift

um, das die Benediktiner übernahmen und zu einem geistigen und wirtschaftlichen Zentrum entwickelten. Im 15. Jahrhundert begann der Niedergang des Klosters. Deshalb übernahmen 1476/77 Kartäusermönche das Anwesen, deren Prior und Konventualen aus der Erfurter Kartause kamen und für einen neuen Aufschwung sorgten. Nach teilweiser Zerstörung im Bauernkrieg und der nachfolgenden Säkularisierung durch Kurfürst Moritz von Sachsen fiel die Konradsburg 1712/13 an Preußen und blieb bis 1945 eine preußische Domäne. Die Überreste des Klosters, deren Krypta lange Zeit als Schweinestall gedient hatte, die den Mißbrauch, die Kriege und den Verfall überdauerten, wurden ab 1982 durch eine denkmalbewußte Bürgerinitiative gesichert und nach der Wende wiederhergestellt. Von der dreischiffigen, romanischen Basilika blieben der Chorraum und die darunterliegende Krypta erhalten. Besonders die Krypta, eine fünf-schiffige, kreuzgratgewölbte Halle, gehört zu den bedeutendsten spätromanischen Bauten des Harzgebietes. Mit ihrem Ornamentenschmuck erinnert sie an die Stiftskirche zu Quedlinburg. Die Kapitelle und Kämpfer weisen rheinisch-französische Einflüsse auf. Im Mittelpunkt des ehemaligen Kreuzganges, dessen Fundamente ergraben wurden, befindet sich ein Brunnenhaus, das den 45 Meter tiefen klosterzeitlichen Brunnen mit einer technischen Schauanlage, einem Eselstretrad, beherbergt. Nach dem kontroversen Disput über Sinn und Unsinn der Verputzung des romanischen Kleinods darf man gespannt sein, welchen Weg die Denkmalpfleger im Jahr 2000 für den Erhalt des steinsichtigen Mauerwerks gehen werden.



Lageberichte und Stärkemeldungen der Politischen Polizei und der Regierungspräsidenten für Osthannover 1922-1933

Politische Radikalisierung in der Provinz

Der Band präsentiert den Prozeß der politischen Radikalisierung in der Nordost-Region der preußischen Provinz Hannover während der Jahre 1922 bis 1933. Bei den Regierungsbezirken Stade und Lüneburg, die in der Weimarer Republik den Wahlkreis 15 (Osthannover) bildeten, handelt es sich um einen ländlichen Raum mit Harburg-Wilhelmsburg als einziger Großstadt.

Die Agrarkrise seit 1927/1928 und die anschließende Weltwirtschaftskrise seit dem Herbst 1929 lösten eine tiefgreifende gesellschaftliche Radikalisierung nach rechts aus, durch die die NSDAP, die bei ihrer Gründung eine völkische Sekte mit weniger als hundert Mitgliedern war, bei den Juliwahlen 1932 in ihrem Gau Osthannover zur Mehrheitspar-

tei mit rd. 50 Prozent der Wählerstimmen wurde.

Der Band zeichnet diesen Prozeß anhand eines neuen und für die preußischen Provinzen in der Weimarer Republik einzigartigen Quellenmaterials nach: am Beispiel der monatlichen Lageberichte der Politischen Polizei zwischen Sommer 1930 und Februar 1933, d. h. der Berichte des Harburger Polizeipräsidenten, der staatlichen Polizeidirektoren in Wesermünde sowie der Stader und Lüneburger Regierungspräsidenten. Integriert sind die Berichte über die Anfänge der NSDAP in der Region seit 1922 und über die Landvolkbewegung seit 1928. Ergänzt wird dieses Quellenmaterial durch genaue Auflistungen über die zahlenmäßige Stärke der rechten und linken Parteien sowie

ihrer Berufs- und militanten Wehrverbände. Eine umfangreiche Einleitung erläutert die soziale, ökonomische und politische Entwicklung der Region, den Aufbau ihrer Verwaltung sowie die Struktur der Politischen Polizei.

Dirk Stegmann

Politische Radikalisierung in der Provinz, Lageberichte und Stärkemeldungen der Politischen Polizei und der Regierungspräsidenten für Osthannover 1922-1933

Habnsche Buchhandlung Hannover
ISBN 3-7752-5909-0

588 Seiten, DM 92,-

Veröffentlichung der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Quellen und Untersuchungen zur allgemeinen Geschichte Niedersachsens in der Neuzeit, Bd. 16

Dichteralltag in Braunschweig. Wilhelm Raabes Zeit in Braunschweig.

Mit Dinte, Feder und Papier

Von Dr. Mechthild Wiswe

Wilhelm Raabe kehrte als etablierter Schriftsteller 1870 in seine Heimat zurück und führte hier in Braunschweig bis zu seinem Tode 1910 ein sehr bürgerliches Leben. Dieses fand seinen Niederschlag in einem akribisch geführten Tagebuch und einem regen Briefwechsel mit persönlichen Bekannten, die in der Regel keine Berühmtheit besaßen und die der Außenstehende heute daher kaum noch kennt.

Der langjährige Raabeforscher Kurt Hoffmeister hat es unternommen, diese sehr privaten Aufzeichnungen in Auswahl mit Erläuterungen zu publizieren, um so den „Dichteralltag“ in chronologischer Abfolge nachzuzeichnen. Es entsteht ein Familienmilieu, das typisch für das Bildungsbürgertum der Kaiserzeit ist, aber auch ein Eindruck vom geselli-

gen Leben im damaligen Braunschweig. War Raabe doch einerseits ein „Familienmensch“, wie er sich selbst charakterisiert hat, mit intensiver Zuwendung zu seiner Ehefrau und den drei Töchtern. Andererseits aber pflegte er in verschiedenen Vereinigungen gemeinsam mit Braunschweiger Honoratioren eine rege Geselligkeit. Ganz im Stile der Zeit waren das reine „Männergesellschaften“. Genannt seien hier die „Bauern im Krähenfeld“, die Kleider-seller“ und der in der Aufklärungszeit gegründete „Große Klub“, den der Schriftsteller fast täglich aufsuchte, schon um die dort ausliegenden Zeitungen zu studieren. In besonders enger Beziehung stand Raabe in diesen Zirkeln zu dem Braunschweiger Stadtarchivar Ludwig Hänselmann und dem Gymnasialdirektor Wilhelm Brandes.

Raabe selbst hat, wie mehrere Quellen belegen, es stets abgelehnt, der Öffentlichkeit Einblicke in sein Privatleben zu gewähren oder gar eine Autobiographie vorzulegen. Einen gewissen Ersatz bietet Kurt Hoffmeisters sorgfältig recherchierte Arbeit. Darin sucht man vergeblich inhaltliche Äußerungen Raabes zu seinen Werken bzw. Gedanken über zukünftige Arbeiten und Urteile über Zeitverhältnisse und Zeitgenossen. Vielmehr ist in nüchtern-sachlicher Sprache genauestens Buch geführt über die täglichen Abläufe, etwa über die Sommeraufenthalte der Familie, Besuche und Gegenbesuche, aber auch die Krankheiten der Kinder und den frühen Tod einer Tochter. Selbst der häufige Wechsel der Dienstmädchen gilt als erwähnenswert. Die politischen Verhältnisse der Zeit finden wenig Eingang.



Insgesamt liefern die Tagebücher, ergänzt durch die Briefauszüge so eine „Alltagschronik“ der äußeren Lebensverhältnisse, die den Schriftsteller als einen konservativen, stark in seiner Zeit verhafteten Menschen charakterisieren.

Kurt Hoffmeister zitiert die Tagebücher nur teilweise wörtlich. Da, wo es der besseren Lesbarkeit dienlich ist, umschreibt oder faßt er den Inhalt zusammen. Diese Teile des Bandes werden durch einfühlsame erläuternde Zwischentexte des Herausgebers verbunden, so entsteht ein Lebensbild, das beginnt mit der Abreise aus Stuttgart und der Ankunft in Braunschweig und endet mit den letzten Tagen und Stunden Wilhelm Raabes, der am 15. Novem-

ber 1910 verstirbt, „56 Jahre nach dem „Federansetzungstag“, als er als Schriftsteller mit der „Chronik der Sperlingsgasse“ begonnen hatte“ (Hoffmeister S. 177).

In einer Randleiste werden allgemein Erläuterungen zum Text in Verbindung mit Bildern angeboten, die über Raabes engeren Kreis hinaus das damalige Braunschweig mit Bauten, Persönlichkeiten und Ereignissen dokumentieren. So ist die Lektüre des Bandes nicht nur für Raabefreunde interessant, sondern für jeden, der an Braunschweigs Vergangenheit Interesse hat. Die Bildzeugnisse konnten leider nur sehr klein reproduziert werden (wohl aus Kostengründen?). Man würde daher gern einiges davon im

Original ansehen. Das wird dadurch erschwert, daß die Bildquellen nicht genannt sind. Im übrigen aber wird der Band gut erschlossen und ergänzt durch ein Personen- und ein Ortsregister, eine detaillierte Zeittafel zu Wilhelm Raabes Leben und ein ausführliches Literaturverzeichnis. Der Band stellt insgesamt eine wichtige Bereicherung der Raabe- und der Braunschweig-Literatur dar.

Kurt Hoffmeister

*Mit Dinte, Feder und Papier. Dichteralltag in Braunschweig. Wilhelm Raabes Zeit in Braunschweig. 1870 bis 1910. Nach Tagebuchaufzeichnungen und Briefen. Braunschweig 1999
190 S., Leinen / brosch., zahlreiche Abbildungen*

Isa Schikorsky veröffentlichte den Briefwechsel eines Braunschweiger Soldaten aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71

Wenn doch dies Elend ein Ende hätte

Der Briefwechsel von Albert und Friederike Böhme aus Braunschweig zeigt den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 aus einer ungewöhnlichen Perspektive. Nicht Generäle, Politiker oder Offiziere kommen zu Wort, sondern ein einfacher Soldat, Tischlergeselle im Zivilberuf, und seine junge Ehefrau. Friederike Böhmes Briefe spiegeln das private und städtische Alltagsleben in Braunschweig in vielen farbigen Facetten. Ihr Mann Albert schildert seine Erlebnisse als Soldat des Braunschweigischen Infanterie-Regiments Nr. 92 in Frankreich. Am exemplarischen Einzelfall lassen sich Aufschlüsse über Lebensweisen,

Handlungsmotive und Einstellungen, aber auch über das Denken und Fühlen „kleiner Leute“ in der besonderen Situation des Krieges



gewinnen. Die Briefe geben deutlich andere Auskünfte als die traditionelle Militärgeschichtsschreibung und teilweise auch als die empirische Sozialgeschichte. Die in den Text eingefügten Abbildungen und Zitate aus offiziellen Quellen machen diesen Kontrast für den Leser besonders anschaulich.

Isa Schikorsky (Hg.)

*Wenn doch dies Elend ein Ende hätte. Ein Briefwechsel aus dem Deutsch-Franz. Krieg 1870/71. Böhlau Verlag Köln
ISBN 3-412-05899-8
187 Seiten, DM 68,-*

Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V.

1. Vorsitzender: Harald Schraepfer, Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig, Telefon 0531/872658

Schriftführer: Klaus Herrmann, Ährenweg 17, 38536 Meinersen, Telefon 05372/54088

Gestaltungsentwurf: Friedrich W. Pieper, Königsutter

Gesamtherstellung: Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig

Appelhaus Verlag, Braunschweig, 2000 · ISBN 3-930292-36-X



Politik und Justiz im demokratischen Verfassungsstaat

Aus Reden und Schriften 1989-1999

Die programmatischen Aussagen und konkreten Arbeiten Rudolf Wassermanns zur Erneuerung des Rechtswesens haben in mehreren Büchern ihren Niederschlag gefunden, ebenso seine Auseinandersetzungen mit politischen und Verfassungsproblemen sowie seine Beiträge zur juristischen Zeitgeschichte und zu den Gewaltphänomenen in der modernen Gesellschaft. Weniger leicht zugänglich sind über 600 Zeitschriftenaufsätze und Beiträge in Sammelbänden, die er veröffentlicht

hat. Die hier getroffene Auswahl konkurriert nicht mit Rudolf Wassermanns früheren Büchern. Sie beschränkt sich vielmehr auf den Zeitraum von 1989 bis 1999, gegliedert nach Themengebieten, mit denen er sich in dieser Zeit vorzugsweise beschäftigt hat. Die Begrenzung lag um so näher, als Rudolf Wassermann in diesen Jahren weniger wie in früheren Jahrzehnten als Stürmer und Dränger in Erscheinung getreten ist denn als Mahner, Warner und Kritiker.

Die Beiträge sind in folgende Themengebiete gegliedert:

- I. Verfassung und Politik
- II. Wiedervereinigung und Folgeprobleme
- III. Justiz – Reform und Kritik

Rudolf Wassermann
Politik und Justiz im demokratischen Verfassungsstaat. Aus Reden und Schriften 1989-1999
 Berlin Verlag Arno Spitz GmbH
 ISBN 3-8305-0055-6
 229 Seiten, gebunden, DM 87,-

Wege und Spuren, Zeitzeugen aus der Region Braunschweig erzählen aus ihrem Leben. Lebensläufe im Braunschweiger Land

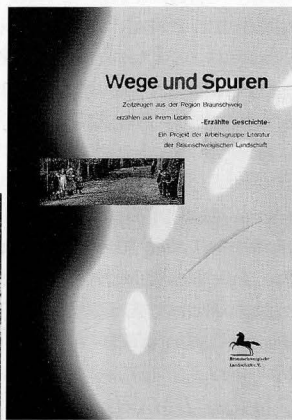
Ältere Menschen der Braunschweiger Region – aus den unterschiedlichsten Lebensbereichen – blicken auf die vergangenen hundert Jahre zurück und erzählen aus ihrem Leben, zu Papier gebracht von Schriftstellern der Arbeitsgruppe Literatur der Braunschweigischen

Landschaft. Hier geht es um Einfluß und Wirkung der deutschen Politik auf die Menschen im Volk und wie sie sich auf die schwierigen Bedingungen einstellen mußten.

Ältere Leser werden viele Details ihres eigenen Erlebens in den Erzählungen wiederfinden, jüngeren Lesern wird die Lektüre aufschlußreiche Einblicke in die Lebensumstände der Generationen ihrer Eltern und Großeltern vermitteln.

Die Menschen des 20. Jahrhunderts gingen im Erleben zweier Weltkriege, dem Verlust ihrer Heimat, der Teilung unseres Landes und zweier Geldentwertungen viele Wege: Umwege, Irrwege, Holzwege, ehe sie den rechten Weg fanden. Auch sie waren alle einmal jung und voller Lebens- und Aufbauwillen. Ohne sie gäbe es das Heute nicht. Sie hinterließen Spuren, für die Angehörigen und die Nachwelt, tiefe und flüchtige.

Dieses Buch soll helfen, wenigstens einige Spuren aus der Region des Landschaftsgebietes zu erhalten, ehe sie die Zeit verweht: ein Erfahrungsfundus für die Menschen des 21. Jahrhunderts.



Wege und Spuren
 Herausgegeben von der
 Braunschweigischen Landschaft e. V.,
 Appelhaus Verlag Braunschweig
 ISBN 3-930292-29-7
 452 Seiten, ca. 40 Abb., 17 x 24 cm,
 Hardcover, DM 29,80



Vorträge und Exkursionen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz e.V.

1. Vorsitzender:

Harald Schraeppler
Buchfinkweg 20
38122 Braunschweig
Telefon 0531/872658

Bankverbindungen:

Nord/LB Braunschweig
BLZ 25050000, Konto 111690

Mitgliedsbeitrag pro Jahr 30,- DM
Schüler und Studenten 15,- DM

Postbank Hannover
BLZ 25010030, Konto 44065-308

Vorträge

Donnerstag, 12. Oktober 2000, 19.00 Uhr
Braunschw. Landesmuseum, Burgplatz 1
„Vom Herzogtum Braunschweig nach
Blumenau/Südbrasilien - Ein Beispiel für
die Auswanderung von braunschweigischen
Landesbürgern in die neue Welt“
Edmund Heide, Stadtteilheimatpfleger

Donnerstag, 9. November 2000, 19.00 Uhr
Braunschw. Landesmuseum, Burgplatz 1
„Flachsrotten - Historische Elemente der
Kulturlandschaft: ihre Entstehung und
heutige Bedeutung für den Naturschutz“
Dipl.-Ing. Klaus Herrmann (Dias)

Donnerstag, 11. Januar 2001, 19.00 Uhr
Braunschw. Landesmuseum, Burgplatz 1
„Auf den Spuren des Schwarzen Herzogs“
Britta Edelmann M.A.

Donnerstag, 8. Februar 2001, 19.00 Uhr
Braunschw. Landesmuseum, Burgplatz 1
„Umweltpolitik in der Stadt Braunschweig“
Dr. Rainer Zirbeck, Stadtkämmerer und
Umweltdezernent der Stadt Braunschweig

Donnerstag, 8. März 2001, 19.00 Uhr
Braunschw. Landesmuseum, Burgplatz 1
„Troja - Traum und Wirklichkeit“
Vortrag zur Einführung in die Ausstellung
im Sommer 2001 im Braunschweigischen
Landesmuseum.
Ltd. Museumsdirektor Gerd Biegel M.A.
Im Anschluß daran findet die Jahres-
hauptversammlung statt.

Spaziergänge und Besichtigungen

Mittwoch, 26. April 2000, 15.30 Uhr
„Staatliche Kulturpolitik im Lande
Braunschweig“ im Rahmen der Ausstel-
lung Deutsche Kunst 1933-1945 in
Braunschweig. - Kunst im Nationalsozia-
lismus. Vortrag: Wulf Otte.
Treffpunkt: Braunschweigisches Landes-
museum, Hinter Aegidien

Donnerstag, 4. Mai 2000, 18.30 Uhr
Führung durch die Ausstellung aus
Anlaß des 200. Geburtstages von Karl-
Theodor Ottmer. Dr. Bernd Wedemeyer
Treffpunkt: Braunschweigisches Landes-
museum, Burgplatz 1

Donnerstag, 18. Mai 2000, 17.00 Uhr
Spaziergang durch den Westpark und die
Randgebiete der Weststadt.
Vortrag: Edmund Heide, Stadtteilheimat-
pfleger, Treffpunkt: Reitpark am
Madamenweg - Buslinie 18

Donnerstag, 8. Juni 2000, 15.00 Uhr
„Kunst der Konditoren“
Führung: Museumsdirektor Dr. Hans-
Henning Grote.
Treffpunkt: Museum im Schloß,
Wolfenbüttel - Eintritt erforderlich! -

Mittwoch, 21. Juni 2000, 16.00 Uhr
Führung durch die Ausstellung „Messe,
Markt und Handel im alten Braun-
schweig“ Treffpunkt: Museum im Altstadt-
rathaus, Altstadtmarkt, Eintritt DM 3,-
pro Person

Montag, 17. Juli 2000, 15.15 Uhr
Besichtigung des Landtechnikmuseums
Steinbof. Vortrag: Heinrich Peters,
Vorsitzender des Fördervereins Gut
Steinbof. Treffpunkt: Gut Steinbof,
Buslinie 86, ab Radeklint 15.03 Uhr

Mittwoch, 23. August 2000, 16.30 Uhr
Spaziergang durch Timmerlab unter
Führung des Stadtteilheimatpflegers
Günter Sauer. Treffpunkt: Ortseingang
Timmerlab bei der Gastwirtschaft „Zur
Schmiede“, Buslinie 45, ab Donaustraße
15.20 Uhr. Die Donaustraße ist mit den
Straßenbahnlinien 3, 5, 6 u. 7 erreichbar.

Mittwoch, 6. Dezember 2000, 16.00 Uhr
„Vorweihnachtliche Stunde“ in der
St. Markus-Kirche in der Südstadt,
Heidehöhe 28, mit Pastor Kopkow und
Stadtteilheimatpfleger Wilhelm Lehmann.
Buslinie 11, 15.24 oder 15.39 Uhr ab
Schumacherstraße, Haltestelle Welfen-
platz. Buslinie 12: 15.23 Uhr ab Rathaus,
Haltestelle Heidehöhe.

Exkursionen

Samstag, 17. Juni 2000, 9.00 Uhr
Besichtigung des Museums Rammelsberg
und der Harzer Bergwiesen in
St. Andreasberg. Leitung: Dr. Horst
Grunert, Anmeldung Harald Schraeppler.
Abfahrt: Stadthalle, Parkstreifen.

Samstag, 2. September 2000, 8.00 Uhr
Besichtigung des Schlosses Ballenstedt
und der Burg Falkenstein.
Leitung: Karl-Friedrich Meibom

Samstag, 21. Oktober 2000, 8.00 Uhr
Besichtigung des Stifts in Obernkirchen,
des Schlosses in Bückeburg und der
Stadtkirche Bückeburg.
Leitung Harald Schraeppler.

Änderungen vorbehalten!

Wer die Zukunft
gestalten will,
muß die
Vergangenheit
kennen.



Umwelt- und Naturschutz · Landeskunde · Denkmalspflege
Geschichte und Volkskunde · Sprache und Literatur
Kulturelle Dokumentation in der Region Braunschweig

Wir bieten Ihnen seit mehr als 90 Jahren

Vorträge, Besichtigungen, Studienfahrten,
unser Publikationsorgan „Braunschweigische Heimat“
und Auseinandersetzung mit Themen, die die
Zielsetzung des Vereins betreffen

**Wir sind offen für alle Bevölkerungsgruppen
und Altersstufen.**

Die gemeinnützigen Ziele des Braunschweigischen Landesvereins für
Heimatschutz e.V. werden unterstützt durch die Mitgliedschaft im
Niedersächsischen Heimatbund e.V. Hannover und in der Braunschweigischen
Landschaft e.V. Braunschweig.



Braunschweigischer
Landesverein für
Heimatschutz e.V.

**Braunschweigischer
Landesverein für Heimatschutz e.V.**
c/o Braunschweigisches Landesmuseum
Kanzleistraße 3
38300 Wolfenbüttel
Telefon 0 53 31/2 70 71



BRAUNSCHWEIGISCHE HEIMAT

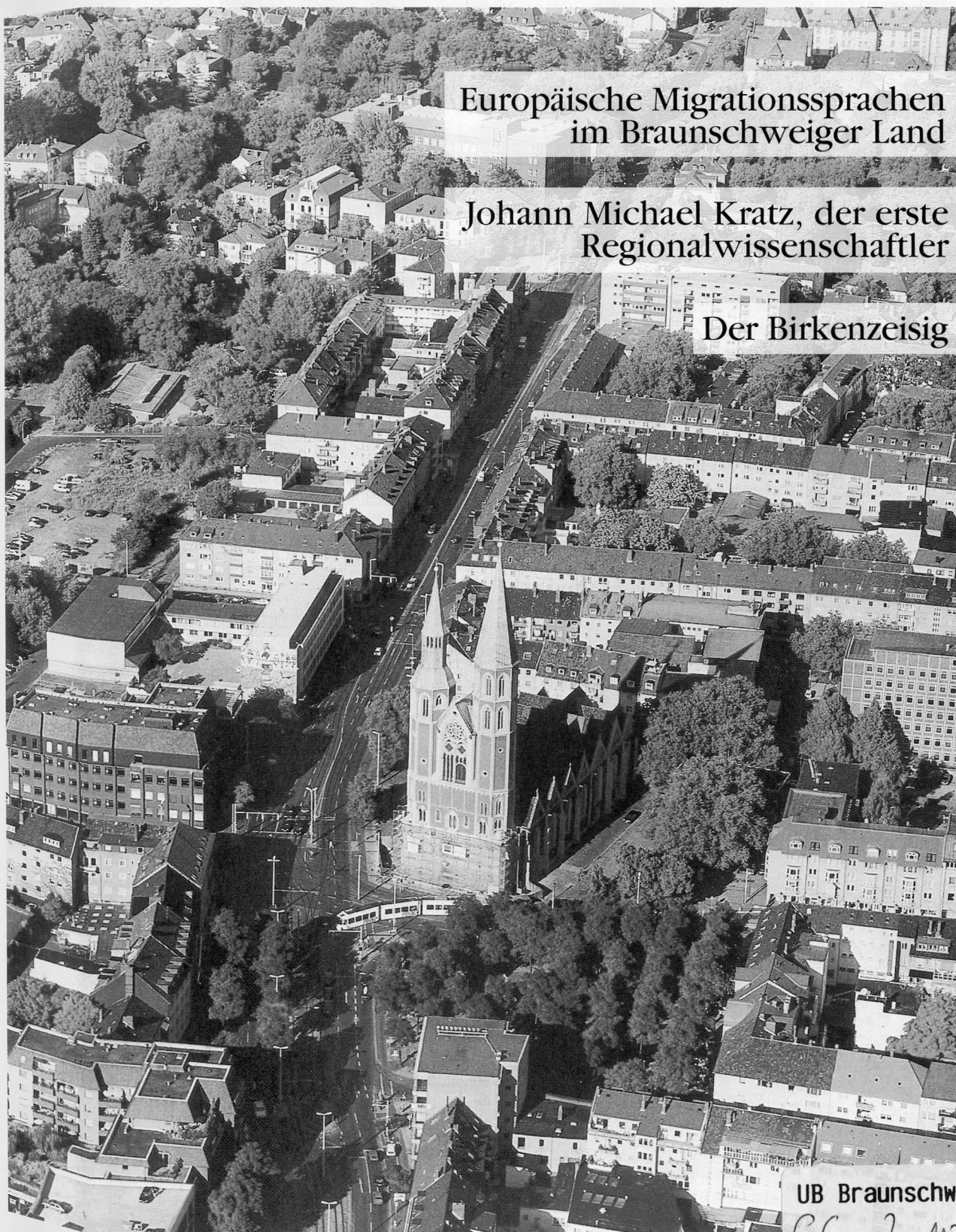
Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

86. Jahrgang, Ausgabe 2/2000

Europäische Migrationssprachen
im Braunschweiger Land

Johann Michael Kratz, der erste
Regionalwissenschaftler

Der Birkenzeisig



UB Braunschweig

GG z M7

Meist sind sie vergessen, die Familien, die diese Region verließen, um auf anderen Kontinenten ihr Glück zu suchen. Eher dem Zufall ist es zu verdanken, dass das Schicksal einer Auswandererfamilie nun schriftlich dokumentiert ist. Die Familie Voigts verließ den kleinen Ort Meerdorf im Landkreis Peine um die Jahrhundertwende und gründete unter anderem ein Handelshaus in Südafrika. Rolf Ahlers zeichnet die Familiengeschichte nach und erzählt sie stellvertretend für viele Auswandererfamilien. Immerhin nennt das Auswandererverzeichnis allein für Meerdorf 61 Personen, etwa zehn Prozent der damaligen Bevölkerung, die den Ort verließen. Oft verkauften sie ihr Hab und Gut, weil die wirtschaftliche Existenz nicht mehr gesichert war.

Das kleine Bändchen ist im uk-verlag Wendeburg erschienen. Es heißt „Meerdorf, die Wurzeln der Familie Voigt“ und kostet 10 DM.



3	Ein intimer Kenner Niedersachsens und des Bistums Hildesheim <i>Von Gotthard Frühsorge</i>	<i>Johann Michael Kratz gilt als einer der ersten Wissenschaftler, die sich intensiv der Regionalgeschichte widmeten</i>
5	Die „Mutter der Königreiche“ residierte in Quedlinburg und Magdeburg	<i>Die deutsche Kaiserin Adelheid prägte das Zeitalter der Ottonen entscheidend mit</i>
6	Die Stadt Braunschweig im Dreißigjährigen Krieg <i>Von Johannes Böker</i>	<i>Die Stadt überstand den Krieg gänzlich unversehrt</i>
8	Status und Entwicklung eines Birkenzeisigs <i>Von Günter Pannach</i>	<i>Population in und um Braunschweig</i>
10	Europäische Migrationssprachen im Braunschweiger Raum <i>Von Dr. Jörg Kilian</i>	<i>Labmacun mit „kla:rem/ə“/“?</i>

Rubriken

Impressum	9
Neue Bücher und neue wissenschaftliche Arbeiten	20
Veranstaltungen	23

Johann Michael Kratz gilt als einer der ersten Wissenschaftler, die sich intensiv der Regionalgeschichte widmeten

Ein intimer Kenner Niedersachsens und des Bistums Hildesheim

Von Gotthard Frühsorge

Die „Straße der Romanik“ hat auch 1999 wieder ungezählte Besucher in den Harz und in seine östlichen und westlichen Randgebiete geführt. Wer die großen Zeugnisse der romanischen Baukunst des 10. bis 13. Jahrhunderts unserer Region besichtigen will, muß vom Ostharz bis in die Gebiete des alten Bistums Hildesheim fahren.

Der Bombenkrieg hat der alten Bischofsstadt Hildesheim schreckliche Wunden geschlagen, von denen sich das Stadtbild bis heute nicht erholt hat. Hildesheim hat sich mit seinem wiedererstandenen Marktplatz und dem Prunkstück des Knochenhaueramtshauses einen historischen Erinnerungsort ersten Ranges bewahrt. Das Herz der alten Bischofsstadt aber schlägt am Domplatz. Hier beginnen und münden die Wege, die in die Tiefe der Geschichte des schon im 9. Jahrhundert durch Kaiser Ludwig den Frommen gegründeten Bistums führen, das bis heute das Zentrum des katholischen Glaubens in unserer Region geblieben ist. Der kunst-sinnige Besucher pilgert zuerst in den Dom und in das anschließende Dommuseum. Was hier zu sehen ist, wie etwa die vom Bischof Bernward gestiftete Bronzesäule oder die zwei bronzenen Türflügel aus dem 11. Jahrhundert, ist Weltkulturerbe und bekannt genug.

Der Domplatz aber, aus Schutt und Trümmern in seiner heutigen Bebauung ansehnlich wiedererstanden, bietet Kostbarkeiten, die nicht sofort in die Augen springen. Wandert man von der verkehrslauten Stadtmitte in die Stille des

Dombezirks, dann steht man vor der repräsentativen Fassade der neuen Dombibliothek. Sie ist – in der Öffentlichkeit immer noch viel zu wenig bekannt – die einzige Bibliothek Norddeutschlands, die in ununterbrochener Tradition bis in die Anfänge des Bistums im frühen Mittelalter zurückreicht. Ihre kostbaren Bestände an Handschriften und alten Drucken sind kirchlicher Besitz, gleichwohl früher wie heute jedem interessierten Benutzer zugänglich. In unmittelbarer Nachbarschaft steht ein Haus, das unser Interesse auf sich zieht. Wir stehen vor einem wundervoll gestalteten steinernen spätgotischem Erker von 1518. Auf einem säulenartigem Fuß wachsen fünf

Fensterseiten eines Achtecks über reichen Schmuckformen aus der Wandfläche. Nach Ausweis der Denkmalpflege gehört dieser Bauteil zu den ganz wenigen gotischen Kunstwerken der Stadt, die den Krieg einigermaßen unbeschadet überstanden haben. Die Geschichte dieses Schmuckstücks hat symbolische Bedeutung für die alte Stadt. Helga Stein hat die Baugeschichte dieses Platzes erforscht. Wir erfahren, daß dieser Erker ursprünglich die Straßenfront eines der alten Kurienhäuser, der Wohnungen der Domherren, schmückte. Das Haus mit dem Erker gehörte dem Domherrn von Bothmer, dessen Familienwappen mit einer Inschrift hier zu sehen war, im letzten Krieg



Johann Michael Kratz

aber verloren ging. Das Haus wechselte später den Besitzer, wurde umgebaut, der Erker aber blieb. Ende des 18. Jahrhunderts wohnte hier ein Domherr aus der Familie der Freiherrn von Bochoz. Eine weitere Inschrift kam hinzu, die die Erinnerung an die Bothmers festhielt. Und dann – in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts – kam eine neue Zeit, der Fortschritt machte auch vor den alten, stillen Häusern am Domplatz nicht halt. Der Bischof von Hildesheim war schon lange kein regierender Fürst mehr, nur noch geistliches Oberhaupt. Das Gebiet des alten Fürstbistums war als Teil des annektierten Königreichs Hannover an Preußen gefallen. Alles, was auch in Hildesheim politisch wichtig war, wurde in Berlin entschieden. So auch die Postverwaltung, die überdies nominell eine kaiserliche Obliegenheit wurde. Der alte Posthof war zu klein geworden, ein Neubau wurde notwendig. Die Planungen sahen als Baugelände auch das Haus mit dem Erker vor. Die Bauplanung lag in den Händen des hannoverschen Baurats C. W. Hase, der als erfolgreich galt und für seine Staatsbauten im Stil der Neugotik berühmt wurde. Dieser Stil sollte nun auch den Neubau der Hildesheimer Post bestimmen, so wie Hase sie entworfen hatte. Der Erker jenes abzureißenden Hauses sollte, darüber waren sich alle Verantwortlichen einig, erhalten bleiben. Nach langen Diskussionen wurde entschieden, ihn an eine Seitenwand des Neubaus zu versetzen. Er erhielt eine weitere Inschrift in lateinischer Sprache, die von dieser Umsetzung im Jahr 1880 berichtet. Das neugotische Postgebäude ist im Bombenhagel untergegangen.

Der anspruchslose Nachfolgebau ist inzwischen auch verschwunden und hat dem Neubau der Dombibliothek Platz gemacht. Der Erker aber hat alle Höhen und Tiefen der Geschichte seines Standortes überstanden. An der Frontseite der heutigen Wohnung des Generalvikars fand er seinen Standort. Als originales Kunstwerk aus der Epoche der Spätgotik erzählt er in seinen Inschriften von den Menschen, die ihn schufen und bewahrten, aber

auch von den Höhenflügen einer Epoche, die ihn als bloßes Anhängsel einer Prachtfassade für Kulissenarchitektur der Neugotik degradierte.

Die Geschichte dieses Bauwerkes spiegelt auch die Geschichte eines Mannes, der wie kein anderer im geistigen Horizont des alten Hildesheim die Spannung zwischen der Mißachtung des Echten und den vermeintlichen Zwängen des Fortschritts im eigenen Dasein erfuhr. Erinnert werden soll an das Leben und Wirken von Johann Michael Kratz, der für die Kenntnis der Geschichte des Bistums Hildesheim und weit darüberhinaus für die Traditionen Niedersachsens Bedeutendes geleistet hat. Sein Grab auf dem Marienfriedhof in Hildesheim ist nicht mehr erhalten. Kein Straßename in der Stadt, für deren Kulturgeschichte er lebte, erinnert an ihn.

Kratz wurde 1807 als Sohn eines Tischlermeisters auf dem Moritzberg bei Hildesheim geboren. Der im katholischen Glauben aufgewachsene Junge durchlief erfolgreich als Schüler das Josephinum, ein Gymnasium in bischöflicher Trägerschaft, dessen Lehrer zu seiner Zeit noch Mitglieder des aufgehobenen Jesuitenkollegs waren. Wie der Biograph von Kratz, Hermann Engfer, bemerkt, empfing Kratz, die entscheidenden, sein späteres wissenschaftliches Wirken prägenden Eindrücke über die Bedeutung der sinnlichen Zeugnisse der Geschichte im täglichen Gang über den Domplatz. Er hat früh jenen Bothmerschen Erker mit seinen Inschriften studieren können, in dessen Schicksal sich der Kampf des Historikers Kratz für die Erhaltung und Überlieferung der authentischen Zeugnisse der Geschichte spiegelt. Der von der Historie begeisterte Zögling der Jesuiten wurde selbst aber nicht Priester, sondern studierte Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen, wo er 1832 promovierte.

Es ist bezeichnend für die Leidenschaft, mit der Kratz seine Tätigkeit als Sammler von Urkunden, Büchern und vielen Formen der

Überlieferung seiner Heimat betrieb, daß er Zeit seines Lebens kein öffentliches Amt ausübte, das ihn von seinen Studien hätte ablenken können. Er blieb Privatgelehrter und zweiter Bibliothekar an der Dombibliothek. Daß Kratz in wohlgeordneten bürgerlichen Verhältnissen leben konnte und sich als Privatmann eine wertvolle Bibliothek aufbaute, verdankt er wohl in erster Linie dem Vermögen seiner beiden Ehefrauen. An Ehrungen, die Johann Michael Kratz schon zu seinen Lebzeiten auszeichneten, hat es nicht gefehlt. Dem Mitglied angesehener wissenschaftlicher Vereinigungen, u.a. des Historischen Vereins für Niedersachsen, wurde die Stelle des Direktors des Germanischen Museums in Nürnberg angeboten, die er ablehnte. Der König von Hannover ehrte ihn in vielfacher Weise und ließ – selbst noch aus seinem Exil – anlässlich der Beerdigung von Kratz 1885 Palmzweige auf dessen Sarg niederlegen.

Trotz des Zugewandtseins des Historikers Kratz, zu dem, was der Tag ihm für die Förderung seiner Forschungen brachte, blieb dieser Mann einer der wenigen, die in seiner fortschrittsgläubigen Zeit gegen den Zeitgeist standen. Aus dieser Opposition zog Kratz die wesentlichen Kräfte für den Aufbau seiner Lebensleistung, die erst die Nachkriegsgenerationen im Bewußtsein der Kriegsverluste vollends würdigen können. Kratz hatte in seiner Jugend am Beispiel des Untergangs des alten Fürstbistums Hildesheim die Folgen der Säkularisation, die Aufhebung der alten sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Bindungen erlebt. Dann folgte mit dem Ende des Königreichs Hannover 1866, die politische und die kulturelle Fremdstimmung durch Preußen und Berlin und schließlich mit der Großmannsucht des neuen Kaiserreichs die Mißachtung der kulturellen Strukturen der jeweiligen „Vaterländer“ der Regionen. Im Bewußtsein dieser von ihm tiefverachteten Entwicklung ging Kratz mit Zielstrebigkeit und Fleiß daran, vor allen die Schriftzeugnisse der Vergangenheit seines hildesheimischen Vaterlandes zu sammeln, zu

sichten und für den weiteren wissenschaftlichen Gebrauch abzuschreiben. Wenn man sich in den Akten seines Nachlasses umsieht, der in der Dombibliothek Hildesheim aufbewahrt wird, ist man immer wieder erstaunt, mit welcher Akribie Kratz die unterschiedlichen Schrifttypen der Dokumente kopiert und gegebenenfalls mit Anmerkungen versehen hat. Von diesem Fleiß zehrt beispielsweise noch heute die niedersächsische Inschriftenkunde, wie jüngst Christine Wulf am Beispiel der von Kratz sorgfältig abgeschrieben Inschriften an Häusern, Ausstattungsgeständen der Kirchen und sogar der Glocken, die im Krieg untergegangen sind, bestätigen konnte.

Im Mittelpunkt des Eifers und der Liebe für die verehrungswürdige Überlieferung der Geschichte stand für Kratz die Kette der großen Namen des Hildesheimer Bischofsthuhls. 1840 erschien seine wichtigste Veröffentlichung, das leider unvollendet gebliebene Werk über den Dom zu Hildesheim, eingebunden in die Lebensgeschichte seiner bedeutenden Bischöfe St. Bernward und St. Godehard. Dieses Buch

umfaßt das erste beschreibende Inventar der Kathedrale, erschienen in einer Zeit, die überhaupt noch keine wissenschaftliche Würdigung der Kunstpoche der Romanik kannte. Es war intuitive, leidenschaftliche Zuwendung des Kenners zu den „alterthümlichen, heiligen Geräthen und Kunstschatzen“, die Augen und Feder des Verfassers lenkten. Für Kratz war alles, was er in der Aura der Kirche sah, noch „heiliges Geräth“, das es beschreibend zu bewahren galt, und erst in zweiter Linie Gegenstand einer abgesunkenen Kunstpoche.

Noch eindrucksvoller für die Kennerschaft von Kratz ist sein Umgang mit der ehemaligen Klosterkirche St. Michael, der bedeutendsten Stiftung des Bischofs Bernward. Dieser heute in seiner vollkommenen Schönheit als ein Höhepunkt der ottonischen Kunst gewürdigte Bau war in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts verfallen. Ihm drohte der Abriß, wenn die Stadt die Kirche nicht gerettet hätte. 1856 läßt Kratz seine Beschreibung der Michaels-Basilika erscheinen, die er – der getreue Welfe – dem

König Georg V. von Hannover widmet. Durch den Verfall der Mauern hindurch erkannte Kratz die eigentümliche „fast castellartige“ Grundrißform der Basilika mit ihren berühmten Doppelchören und der vollendeten Harmonie ihrer Proportionen. Kratz veranlaßte in einem Vierfarbendruck die bildliche Wiedergabe der wunderbaren Holzdecke aus dem frühen 13. Jahrhundert, um so die Öffentlichkeit auf dieses Kunstwerk hinzuweisen und es vor einer möglichen Zerstörung zu retten.

Er erkannte früh die singuläre Bedeutung eines der „wichtigsten Denkmale von Tafelmalerei aus der romanischen Kunstzeit“. Die unerschütterliche Liebe zur Welt der „Alterthümer“, die die Zeitgenossen kaum oder gar nicht mehr achteten, trieben den Sammler an, Zeugnis für die Nachwelt abzulegen. Wer die Vita des Heiligen Bernwards in den Worten von Johann Michael Kratz liest, spürt – nicht ohne Rührung – die Vorbildrolle des Heiligen für diesen Mann: „jede schöne Kunst entflammte ihn aufs Höchste.“

Die „Mutter der Königreiche“ residierte in Quedlinburg und Magdeburg

Die deutsche Kaiserin Adelheid gehörte zu den bedeutendsten Frauengestalten des Mittelalters. Durch die Vorzüge ihrer Herkunft, Schönheit, Klugheit, Urteilskraft und Bildung und die Heirat mit Otto I. gewann sie einen großen politischen Einfluss auf Deutschland, Italien, Frankreich und Burgund. Ihr Wirken an der Seite des deutschen Kaisers war eng mit Quedlinburg und Magdeburg verbunden. Nach dem Tode ihres Mannes fungierte sie lange Zeit als Hauptberaterin ihres Sohnes, Otto II., bevor sie Otto III., ihrem Enkel, den Thron erhielt und bis zu dessen Mündigkeit gemeinsam mit ihrer Schwiegertochter Theophanu die Regentschaft führte. Daneben begünstigte die Kaiserin maßgeblich die Klosterreform von Cluny. So prägte Adelheid fast fünf Jahrzehnte das Zeitalter der Ottonen entscheidend mit, bevor sie vor 1000 Jahren, am 16. Dezember 999, in dem von ihr gegründeten Kloster Selz im Unterelsaß nahe dem heutigen Rastatt verstarb. Schon wenige Jahre danach wurde die Kaiserin als Heilige verehrt und 1097 unter Papst Urban II. offiziell kanonisiert.

Adelheid, 931 in Hochburgund als Tochter von Rudolf II. von Burgund und Berta von Schwaben geboren, war bereits als Kind umwoben. Die belesene Prinzessin sprach vier Sprachen und spielte meisterhaft Harfe. Aus dynastischen Gründen wurde sie frühzeitig mit Lothar von Italien verheiratet. Doch noch vor dessen frühem Tod riss der Markgraf Berengar von Ivrea die Macht im Königreich weitgehend an sich. Danach gewann er auch den Thron und wollte zudem die schöne Witwe an sich binden, um seinen Machtanspruch zu legitimieren. Als Adelheid sich weigerte, ließ er sie einkerkern. Doch ihr gelang aus eigener Kraft mit Tochter Emma die Flucht nach Canossa, wo ein Bischof Zuflucht gewährte, bis Otto I. im Herbst 951 mit Heeresmacht in Norditalien erschien. Der deutsche Herrscher, der nach dem Tod seiner ersten Frau selbst verwitwet und über die oberitalienischen Wirren bestens unterrichtet war, nahm als Erbe der Karolinger und Eigentümer der „Heiligen Lanze“ das „regnum Langobardorum“ in Besitz, zwang die Mächtigen der Lombardei zur Huldigung und lud die Witwe Lothars nach Paris ein. Diese Einladung war fast ein Antrag. Das erste Zusammentreffen wurde dann zur „Liebe auf den ersten Blick“. Beide heirateten in der Kirche St. Michele in Pavia und wurden zum Traumpaar ihrer Zeit. Nach einer Zwischenstation in Burgund und einer Rheinfahrt hielt Otto I. mit seiner Frau 952 Einzug in Sachsen, wo er die Königspfalz „Quitlingaburg“ erweitern und in Magdeburg für beide einen Palast und den ersten Dom errichten ließ. Bei der Kaiserkrönung Ottos I. 962 wurde auch Adelheid gekrönt und danach in den Urkunden als „imperatrix augusta, consors imperii“ u.ä. in den Urkunden aufgeführt. Die machtpolitische Sonderstellung beider im damaligen Europa wird auch in der Chronik des Thietmar deutlich, worin steht, dass sich zum Osterfest 973 „der Herzog Mieszko Boleslaw, Gesandte der Griechen, Beneventer, Ungarn, Bulgarien, Dänen, Slawen und alle Herrschenden aus dem Königreiche“ in Quedlinburg, Ottos Lieblingpfalz, einfanden, um dem deutschen Kaiserpaar zu huldigen.

Ihre Heirat war eine für die Feudalzeit untypische Liebesheirat. Adelheid, eine der ungewöhnlichsten und emanzipiertesten Frauen ihrer Epoche, hatte sich nicht nur aus eigener Kraft aus der Gefangenschaft befreit, sie heiratete auch den Mann ihrer Wahl. Zusammen hatten sie vier Kinder, wovon zwei überlebten, Mathilde und Otto. Während Emma, ihre Tochter aus erster Ehe, später Königin von Frankreich wurde, wirkte Mathilde als einflussreiche Äbtissin von Quedlinburg. Otto übernahm als zweiter Ottone das Erbe seines Vaters und heiratete mit Theophanu eine Tochter des byzantinischen Kaisers, die sich allerdings mit Adelheid nur wenig verstand.

Die Stadt Braunschweig im Dreißigjährigen Krieg

Von Johannes Böker

Als 1618 der Dreißigjährige Krieg im Süden Deutschlands begann, wähnte sich die Stadt Braunschweig am Anfang einer glücklichen Zeit. Der Krieg von 1615 gegen Herzog Friedrich Ulrich war siegreich beendet, die Reichsacht (von 1606) über die Stadt war 1617 aufgehoben worden und die Wirtschaft begann zu blühen.

Drei Jahre lang schien es so, als bliebe der Krieg auf Süddeutschland beschränkt. Aber 1621 stürzte sich der ev. Bischof Christian von Halberstadt, der „tolle Christian“, in einen Krieg gegen katholische Bistümer in Westfalen. Das mußte Gegenaktionen der kath. Liga hervorrufen. Tillys Armee rückte nach Norden.

Um ihre Neutralität zu sichern, rüsteten die norddeutschen Fürsten auf und wählten 1625 den däni-

schen König Christian IV zu ihrem Kriegsobersten. Als Herzog von Holstein war Christian IV ja auch ein „norddeutscher“ Fürst. Der König legte nun in alle wichtigen Festungen, auch nach Wolfenbüttel, dänische Besatzungen. Nur die Stadt Braunschweig lehnte entschieden eine Besatzung ab. König Christian IV hatte aber nicht die norddeutsche Neutralität, sondern die Ausdehnung dänischer Macht im Sinn. 1626 ergriff er staatsstreicherartig die Macht im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel, zu dem damals auch die Gebiete zwischen Hannoversch-Münden und der Stadt Hannover gehörten. Dänische Truppen drangsalierten das Land und die Stadt Braunschweig füllte sich mit Flüchtlingen.

Der Feldherr der kath. Liga Tilly nahm den Staatsstreich zum Anlaß, die Dänen anzugreifen. Im August

1626 besiegte er König Christians Armee bei Lutter am Barenberge. Den Kanonendonner der großen Schlacht konnte man in Braunschweig hören.

Das Herzogtum wurde nun von kaiserlichen Truppen besetzt. Als letzter Ort wurde Wolfenbüttel 1627 erobert. Der Rat der Stadt hatte diese Entwicklung rechtzeitig vorausgesehen und war schon vor der Schlacht von Lutter am Bbg. zur kaiserlichen Partei übergetreten. Nun wurde der Stadt Braunschweig eine kaiserliche Besetzung zugemutet. Der Rat wendete sie durch Zahlung von 30.000 Talern ab. Es blieb nicht die letzte Zahlung an Tilly.

Als der in ganz Deutschland siegreiche Kaiser 1629 die Rückgabe des nach 1552 der kath. Kirche entfremdeten Gutes dekretierte, hatte die städtische Diplomatie alle



Hände voll zu tun, den Zugriff auf das Ägidienkloster abzuwehren, ebenso den auf den Grauen Hof (heute Schloßpark), den das nun wieder katholische Koster Riddags-hausen beanspruchte.

Weil die Stadt Braunschweig sich auch dann noch offen zur kaiserlichen Partei bekannte, als die schwedische Armee in Norddeutschland erschienen war, erlitt sie nicht das Schicksal Magdeburgs, das sich auf die schwedische Seite geschlagen hatte. Magdeburg wurde im Mai 1631 von Tillys Truppen erstürmt und ging danach in einer Feuersbrunst unter.

Braunschweiger Kaufleute hatten die Belagerer durch Munitionslieferungen unterstützt. Magdeburger Flüchtlinge suchten eine Unterkunft in Braunschweig, fanden aber nur kümmerliche, denn die Stadt war ja schon mit Flüchtlingen überfüllt.

Wenige Monate später hatten die Schweden die kaiserliche Macht aus Nord- und Mitteldeutschland vertrieben. Nur einige Festungen, darunter Wolfenbüttel, blieben in kaiserlicher Hand.

Für den Braunschweiger Rat war die neue Lage Anlaß, die Seiten zu

wechseln. Im Dezember 1631 wurde ein Bündnis mit dem schwedischen König Gustav Adolf vereinbart. Die Stadt mußte nun vier Kompanien schwedische Reiterei in ihre Mauern aufnehmen, auf eigene Kosten 400 Musketiere für die Armee des Königs stellen und – gegen Bezahlung – 4000 Gewehre liefern. Als Anteil an der Siegesbeute versprach der König der Stadt Gebietszuwachs, z. B. das Amt Hornburg.

Die kaiserlichen Truppen in Wolfenbüttel behinderten nun durch viele Streifzüge Braunschweigs Handelsverkehr mit anderen Städten. Im Gegenzug schritten die 400 Braunschweiger Musketiere im Verein mit schwedischen Truppen zur – erfolglosen – Belagerung von Wolfenbüttel. Geschütze aus Braunschweig halfen bei der Belagerung des kaiserlich besetzten Hildesheims.

1634 stellte die kaiserliche Armee wieder eine starke Macht dar. Sie besiegte die Schweden bei Nördlingen. Das veranlaßte manchen protestantischen Fürsten, das Bündnis mit den Schweden zu lösen und – 1635 zu Prag – mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Diesem Frieden schlossen sich auch die Stadt Braunschweig und die welfischen Fürsten an. Die Stadt

hielt sich an diesen Frieden bis 1648. Vor Braunschweigs Toren flammte 1640 der Krieg zwischen den Herzögen und den Kaiserlichen wegen Wolfenbüttel wieder auf. 1641 stauten die Herzoglichen die Oker bei Stöckheim auf und setzten Wolfenbüttel unter Wasser. In Braunschweig standen damals alle Mühlen still.

Nach dieser wieder vergeblichen Belagerung wurde 1642 Frieden zwischen Herzögen und Kaiser geschlossen. Nun herrschte auch im Umfeld der Stadt offiziell Friede. Doch ohne Rücksicht darauf zogen gelegentlich schwedische Heere durch und mußten durch hohe Bestechungsgelder auf Abstand gehalten werden. Dazu mußte die wirtschaftlich gelähmte Stadt immer neue Anleihen aufnehmen.

Als 1648 in Münster und Osnabrück Frieden für ganz Deutschland geschlossen wurde, war die Stadt Braunschweig gänzlich unversehrt. Sie hatte auch ihre Selbstregierung durch die Friedensverhandlungen hindurchretten können, war aber von Schulden fast erdrückt.

Wer mehr wissen will, muß bei Tobias Olfen, Werner Spieß und Richard Moderhack nachlesen.

Zeichnungen aus Jacques Callot „Les misères de la guerre“ 1633





Status und Entwicklung eines Birkenzeisigs

(*Carduelis flammea cabaret*)

Population in und um Braunschweig

Von Günter Pannach

Einleitung

Ähnlich stürmisch wie bei der Türkentaube *Streptopelia decaocto* verlief bisher die Ausbreitung des Birkenzeisigs (*Carduelis f. cabaret*) in Norddeutschland. Denn schon kurz nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Bruten in Ostfriesland festgestellt. Die erste Brut jedoch, aus der 5 juv. hervorgingen, wurde von GÄTKE schon 1872 in einem Holunderstrauch auf Helgoland mitgeteilt. Weitere Einzelbeobachtungen und Bruten aus dem niedersächsischen Binnenland folgten wenig später. Eine genaue regionale Kartierung der etablierten Brutpaare und deren Entwicklung fehlt hingegen bisher. Deshalb werden Beobachtungen über die Ansiedlung einer neuen Vogelart in der Stadt Braunschweig und in ihrer Umgebung wegen ihrer Wichtigkeit hier bekanntgegeben.

Material und Methode

Bei durchgeführten Greifvogel-Brutbestandsaufnahmen (Monitoring Greifvögel und Eulen, initiiert von der Universität Halle) wurden gleichzeitig auch andere Vogelarten mit aufgenommen. Es fielen dabei in den vergangenen Jahren örtlich begrenzte Birkenzeisig-Brutpaare auf, besonders im südlichen Bereich der Stadt Braunschweig. Seit 1997 wurden alle Brutreviere zu erfassen versucht. Kamen Reviere mehr als dreimal mit angemessenem Beobachtungsabstand an

einem Ort je Brutperiode vor, wurden sie als Brutpaare eingestuft. Eine zu dieser Untersuchung ergänzende Nestersuche war wegen der heutigen Naturschutzrechtslage nicht möglich. Aber auch wegen der geschickten Anordnung der Nester wäre sie ohnehin nicht erfolversprechend, so daß eine hohe Fehlerquote dabei entstünde.

Ergebnisse

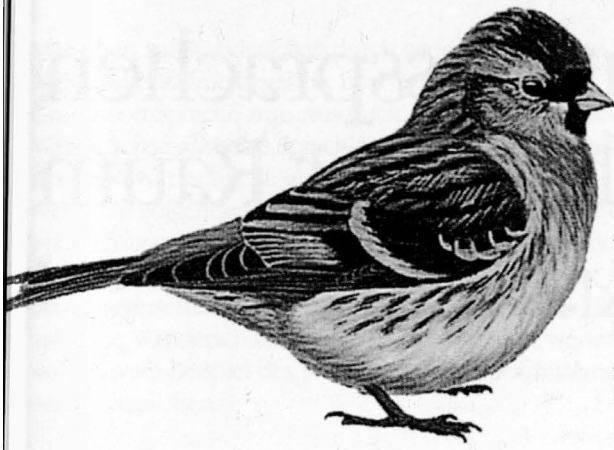
Aus der geographischen Verteilung der Brutpaare geht hervor, daß nicht nur die Randbereiche der Stadt besiedelt wurden, sondern auch das Zentrum. Das Diagramm verdeutlicht den Zusammenhang zwischen größer werdenden Brutpaarzahlen und steigender Anzahl der besiedelten Ortschaften.

Diskussion

Nachdem nach dem Zweiten Weltkrieg die ersten Bruten in Ostfriesland (Niedersachsen) nachgewiesen wurden (zit. in der Einleitung), konnten danach in verschiedenen Orten auch im niedersächsischen Binnenland bald vereinzelt Bruten festgestellt werden. Im Braunschweiger Hügelland) wurde der erste Übersommerer am 31. Juli 1956 in der Sieglindstraße in Braunschweig von D. RICHTER beobachtet. Aber erst ab 1990 konnten für Braunschweig in der Brutzeit (Mitte April bis August) die ersten Einzelvögel und wenig später auch vereinzelt Bruten festgestellt werden (R. REINECKE, Braunschweig, fand ein verlassenes Nest mit Eiern in der Nähe des Bürgerparks in Braunschweig). Eine systematische Bearbeitung dieses Komplexes fand



Männchen mit rosa-roter Brust und Bürzel. Hellbraune Flügelbinden werden durch Abnutzung schmaler und weißer. Kräftige braune Strichelung auf hellbraunen Flanken.



Nichtbrüter im frischen Winterkleid OS (einschließlich Bürzel) blasser hellbraun, Flügelbinden breiter und bräunlicher; Brust verwaschen rosa.

jedoch erst ab 1997 statt. Obwohl die Brutpaarzahl und die Anzahl der Brutorte bis zum Jahr 2000 exponentiell anstieg, blieb das Verhältnis zwischen ihnen im Jahr 1997 mit 1,5, 1998 mit 1,75, 1999 mit 2,2 und 2000 mit 1,72 etwa konstant. Diese Verhältnisse könnten als eine Art Siedlungsdichte angesehen werden, aus der durch die zugenommenen

Brutpaarzahlen und durch die Eroberung neuer Gebiete eine Abundanz fast gleichen Niveaus hervorgeht.

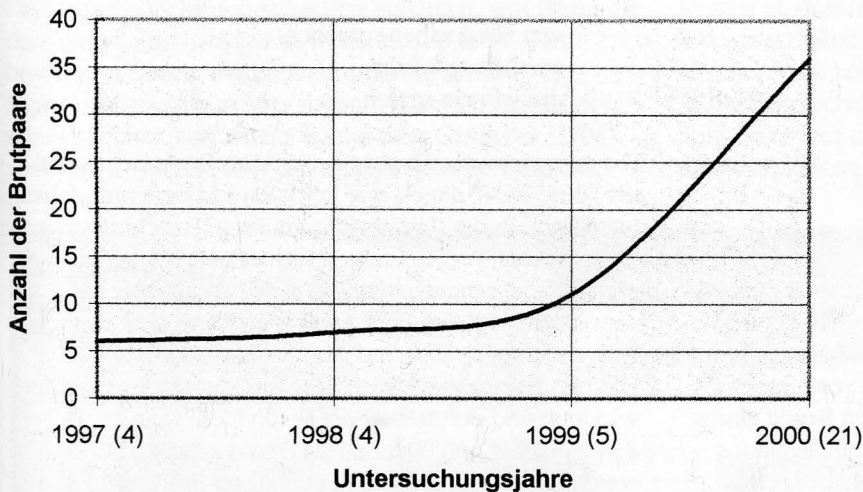
Zur Genauigkeit dieser Angaben muß erwähnt werden, daß viele Ortschaften am Rande der Stadt Braunschweig nicht genau untersucht werden konnten und somit die ange-

gebenen Brutpaarzahlen nur Minimumzahlen darstellten. Wegen dieser Ungenauigkeiten wurde von statistischen Trendanalysen usw. abgesehen.

Aus der geographischen Verteilung geht weiterhin hervor, daß auch das Zentrum der Stadt teilweise besiedelt wurde. Die mit Bäumen bestandenen Wälle, die reich mit Bäumen und Sträuchern bestandenen Ufer der beiden Okerarme (westlicher und östlicher Umflutgraben) und der vielen Parkanlagen und Friedhöfe kommen dem Birkenzeisig brutbiologisch entgegen. Hierdurch zeigt sich, daß nicht nur Randbereiche und Vororte größerer Städte, was häufig in der Literatur zu lesen ist, angenommen werden, sondern auch starker Straßenverkehr keine Behinderung darstellt, wenn artgerechte Brutbiotope vorhanden sind.

Zusammenfassung

Avifaunen verändern sich mehr quantitativ als qualitativ. Deshalb ist die Anfangsphase der Besiedlung einer neuen Brutvogelart in einer vorhandenen Avifauna von besonderer Wichtigkeit. Aus diesem Grund wurden Beobachtungen des Birkenzeisigs von 1997 bis 2000 für die Stadt Braunschweig und ihrer Umgebung zusammengefaßt und die Siedlungsentwicklung für diesen Zeitraum dargestellt. Daraus ging hervor, daß mit steigender Brutpaarzahl gleichzeitig Gebietserweiterung stattfand, wodurch die Abundanz etwa gleich blieb. Auch das Zentrum der Stadt Braunschweig wurde teilweise besiedelt, was mit den vielen grünen Inseln dieser Stadt zu tun haben könnte.



Entwicklung der Brutpaarzahlen in Braunschweig und Umgebung. Die Anzahl der Revierorte stehen in Klammern hinter den Jahresangaben.

Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V.

1. Vorsitzender: Harald Schraepfer, Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig, Telefon 05 31/87 26 58

Schriftführer: Klaus Herrmann, Ährenweg 17, 38536 Meinersen, Telefon 053 72/5 40 88

Gestaltungsentwurf: Friedrich W. Pieper, Königslutter

Gesamtherstellung: Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig

Appelhaus Verlag, Braunschweig, 2000 • ISBN 3-930292-41-6

Europäische Migrationssprachen im Braunschweiger Raum

Lahmacun mit „klə:rem/ə:/“?

Von Dr. Jörg Kilian

ich was not yet
in brasilien
nach brasilien
wulld ich laik du go

wer de wimen
arr so ander
so quait ander
denn anderwo

ich was not yet
in brasilien
nach brasilien
wulld ich laik du go

als ich anderschdehn
mange lanquidsch
will ich anderschdehn
auch lanquidsch in rioo

So lauten die ersten vier Strophen des Gedichts „calypso“ von Ernst Jandl (Jandl, Werke, Hg. K. Siblewski, I, 1985, 96), in denen die gebrechlichen Englisch-Künste eines deutschsprachigen Reisewilligen ästhetisch verdichtet werden. Es handelt sich hierbei, wenn man den Begriff einmal etwas weiter fassen will, um eine touristische Migrations-sprache, vorausgesetzt, dass der Reisewillige noch etwas weiter – und tiefer – in der fremden Sprache wandert.

Marcel Reich-Ranicki hält in seinem Nachruf auf Jandl in der F.A.Z. vom 13. Juni 2000 solche ästhetische Nachschöpfung der Anverwandlung fremder Sprachen für bemerkenswert:

„Jandl wagte es, Verse nicht nur im Alltagsidiom zu schreiben, sondern, oft Grammatik und Satzbau ignorierend, in einem bewußt unbeholfenen, fehlerhaften Deutsch, in jenem der Gastarbeiter. Der eigenwillige Stilist hat die Sprache der deutschen Lyrik vom Ballast befreit: Er war ein trotziger Lehrmeister spartanischer Enthaltsamkeit.“

Was Reich-Ranicki mit dem „fehlerhaften Deutsch der Gastarbeiter“ meint, liest sich dann bei Jandl zum Beispiel so (Jandl, Werke, Hg. K. Siblewski, III, 1985, 241):

ich dir zitieren einen gedichten
ich sein sprachenkunstler, sprachenkunstler
ich dir zitieren einen goethen:
in walden ich gehen so führen mich hinnen
und nichts zu suchen das sein mein sinnen
in walden ich sehen ein blumen stehn
wie stern leuchten wie augen schön
ich wollen den blumen brechen sein
sprechen den blumen: nein nein nein
in walden ich gehen so führen mich hinnen
und nichts zu suchen das sein mein sinnen
–
sein ein goethen-spruchen
goethen-gedichten ...
das sein ein sprach ...

Die germanistische Linguistik wurde zu Beginn der siebziger Jahre, als sie dieses, wie Reich-Ranicki es nennt, „fehlerhafte Deutsch der Gastarbeiter“ zu ihrem Forschungsgegenstand machte, von einem gesellschaftspolitisch bedeutsamen Diskurs getragen, nämlich dem Diskurs über die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte und über deutsche Einwanderungs-, Asyl- und Ausländerpolitik. Diesem Diskurs korrespondierte in der Sprachgermanistik die Entwicklung und der Ausbau der Disziplinen „Deutsch als Zweitsprache“ und „Deutsch als Fremdsprache“. Dabei waren, zunächst, ähnliche Benennungen im Umlauf wie die Reich-Ranickis, u. a., *Ausländerdeutsch* und *Gastarbeiterdeutsch*, *Pidgin-Deutsch* und *Gastarbeiter-Pidgin*.

Diese Benennungen erwiesen sich allerdings, einerseits, im Zuge der sprachwissenschaftlichen Forschung als nicht zutreffend – handelt es sich doch weder um deutsche Sprache im engeren Sinne noch um eine aus der Mischung hervorgegangene defizitäre Verkehrssprache (Pidgin). Und sie erwiesen sich, andererseits, im Zuge der gesellschaftlichen Sensibilisierung als politisch nicht korrekt, vor allem, wenn von „Gastarbeitern“ die Rede war.

Das Wort *Migrationssprache* sucht in gewissem Sinne einen Mittelweg der sprachwissenschaftlichen und politischen Korrektheit und ist dabei – wohl ohne dass das beabsichtigt war – auf eine wunderbare Weise mehrdeutig. Es bringt nämlich, in dem Wort *Migration*, zum Ausdruck, dass sich

Menschen auf Wanderschaft durch geographische und sprachliche Räume begeben, und es bringt mit dem Grundwort Sprache zum Ausdruck, dass sich auf dieser Wanderschaft auch die Sprachkompetenz der Menschen neue Räume erschließt, gleichsam selbst wandert. Ich werde im Folgenden, auch vor dem Hintergrund eines politisch zusammenwachsenden Europas sowie vor dem Hintergrund der sprachpolitischen Inhalte des neuen Staatsbürgerschaftsgesetzes, einige soziolinguistische Blicke auf diese Wanderschaft in neuen Sprachräumen werfen und dies am Beispiel des Braunschweiger Sprachraumes veranschaulichen.

Migrationssprachen im Braunschweiger Raum – eine Bestandsaufnahme

Der Braunschweiger Raum war schon früh offen für Sprecher aus anderen Sprachgebieten und für deren Sprachen. Herbert Blume hat beispielsweise in den Dramen Herzog Heinrich Julius' von Braunschweig und Lüneburg „Vielsprachigkeit und Sprachenmischung“ festgestellt. Da wurde zunächst im 16. Jahrhundert dem gesprochenen Niederdeutschen eine hochdeutsche Kanzleischreibe in Wolfenbüttel zur Seite gestellt. Diese beiden Sprachen – und es handelt sich beim Niederdeutschen und Hochdeutschen um zwei Sprachen – erscheinen in Heinrich Julius' Dramen in verschiedenen lokalen Varianten, was Blume zu der Feststellung „Babylon in Wolfenbüttel“ führt. Von besonderer Bedeutung im Zusammenhang mit Migrationssprachen ist aber sodann, dass Heinrich Julius in seinem Drama „Von einem Wirthe oder Gastgeber (1594)“ auch einen Mohren, also einen dunkelhäutigen Afrikaner,

auftreten lässt und diesem ein grammatisch fehlerhaftes Hoch- und Niederdeutsch in den Mund legt: Der Mohr beherrscht nicht die hochdeutsche Wortstellung im Aussagesatz („Hört, hört, Mann! Ich will sagen dir was!“ ruft er dem Hausknecht des Wirts zu) und ebenso wenig beherrscht er den Artikelgebrauch („Mein junger Herr will kommen hierher. Du sollst mir zeigen, wo Herberge ist.“). Der Mohr hat, darauf weist auch Blume hin, die deutsche Sprache im alltäglichen Umgang, vor allem mit seinem Herrn, erlernt und nicht systematisch im Rahmen einer Unterweisung im Fach „Deutsch als Fremdsprache“ erworben, wie er heute beispielsweise an der Kreisvolkshochschule in Wolfenbüttel, an der Volkshochschule in Braunschweig und, für Studierende aus anderen Sprachnationen, an der Technischen Universität Braunschweig erteilt wird.

Die erste Generation der Migranten in Deutschland teilt in der Regel das Sprachschicksal des Mohren: Sie hat die deutsche Sprache in den meisten Fällen ohne Unterstützung durch schulische Organisationen, also ungesteuert, gelernt, und ist dabei, wie der Mohr auch, der sprachlichen Umgebung – den Nachbarn, den Kollegen am Arbeitsplatz, den Sachbearbeitern auf den Ämtern, den Verkäufern im Lebensmittelgeschäft – mehr oder weniger gewinnbringend ausgeliefert. Ihre Sprech- und Hörverstehens-, Schreib- und Leseverstehenskompetenz ist dabei in der Regel auf verschiedene Niveaus von Lernervarianten gekommen. Bis es so weit ist, dass man bei den Sprechern wirklich von Zweisprachigkeit sprechen kann, dass also die Zielsprache annähernd so kompetent beherrscht wird wie die Herkunftssprache, braucht die Wanderung im zweiten Sprachraum im ungesteuerten Zweitsprachenerwerb nicht selten die Zeit mehrerer Generationen. Und oft wird dieses



wünschenswerte Ziel dann sogar verfehlt, insofern die in Deutschland geborenen Enkel der Migranten deren Herkunftssprachen nurmehr partiell oder gar nicht lernen. Die deutsche Sprache ist für sie zur Erstsprache (L1) geworden. Man unterscheidet deshalb drei Phasen des ungesteuerten Zweitspracherwerbs: An erster Stelle steht ein von der ersten Generation im Arbeitsprozess zur Befriedigung der Kommunikationsbedürfnisse erworbenes Deutsch; die zweite Generation ist in diese deutsche Sprache hineingewachsen und hat sie „als Lernmittel“ erfahren, die dritte Generation schließlich hat die deutsche Sprache von Anfang an mindestens gleichwertig mit der Herkunftssprache der Großeltern erlernt und löst in den meisten Fällen die Bindungen zu letzterer. Der Sprachenwechsel von der ersten zur dritten Generation fällt z. B. in Bezug auf suprasegmentale Merkmale ins Ohr: Mag es bei Sprechern aus der ersten und zweiten Generation noch heißen, er/sie „spricht [Deutsch] mit italienischem Akzent“ so heißt es bei der dritten Generation oft, er/sie spricht Türkisch mit „Berliner Tonfall“.

Sprachgeschichtlich erstaunlich ist nun aber auch Heinrich Julius' Imitation des gebrochenen Deutschs im Munde des Mohren, also gleichsam des Herzogs Ausländerregister. Die so genannte schöne Literatur vermag uns, wie so oft, auch für die Wirkung von Migrationssprachen in gewisser Weise die Augen zu öffnen. Das, was hier als Migrationssprachen benannt ist, findet man dort nämlich wiederholt nachgeschaffen, um einer Figur das Attribut >Ausländer< auf den Leib zu schneiden. Man denke nur an den Franzosen Riccaut de la Marliniere in Lessings „Minna von Barnhelm“, wie er das erste Mal Minna gegenübertritt:

„RICCAUT. Nit? Sie spreken mit Französisch, Ihr Gnad? DAS FRÄULEIN. Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verstehen, mein Herr. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verstehen; sprechen Sie, wie es Ihnen beliebt. RICCAUT. Gutt, gutt! Ik kann auk mik auf Deutsch explicier.“ (Lessing, Minna, IV, 2).

Oder: denken wir an den polnischen „Musikdoktor“ Niels Wroschwitz in Fontanes „Stechlin“, wie er da bei den Barbys sitzt und ausführt: „Sehr warr. Habe gelesen Stromtid und habe gelesen Franzosentid...“ (Fontane, Werke, Hg. W. Keitel, Bd. 5, 1966, 131). Oder denken wir an den köstlichen „Sprachführer“ Kurt Tucholskys mit dem Titel „Deutsch für Amerikaner“ – der den Amerikaner auf dem deutschen Postamt in den Mund legt: „Meine Nam ist Patterson; ich bin keine Deutsch; hier ist mein Paßhafen.“ (Tucholsky, Werke, Hg. M. Gerold-Tucholsky, Bd. 7, 126). Heinrich Julius, Lessing, Fontane und Tucholsky präsentieren uns hier ihre Kompetenz des so genannten Foreigner talk, des Ausländerregisters im Munde deutscher Sprecher. Dieser Foreigner talk gehört zum Sprach- bzw. Stilrepertoire der Deutschen. Dies wird auch dieser Tage wieder durch eine aktuelle Werbeaktion des Elektronikkonzerns „Pro Markt“ belegt: Auf einem Plakat ist ein arabisch gekleideter Herr zu sehen, oben steht in großen Lettern, „Pro Markt“ und darunter, quer über das Plakat: „Gutt Preis hammada“.

In Wirklichkeit erklingen im Braunschweiger Raum seit den sechziger Jahren aber nicht polnische oder amerikanisch-englische Phoneme im Deutsch der Sprecher, sondern, vor allem, türkische und italienische, serbokroatische und griechische. Im Jahr 1955 schloss die damalige Bundesregierung mit Italien ein Abkommen über die Anwerbung von Arbeitnehmern, vier Jahre später, im Jahr 1959, kamen dann die ersten Arbeitsmigranten aus Italien nach Braunschweig, angeworben von hier ansässigen Baufirmen. Es folgten auf Bundesebene gleichartige Abkommen mit Spanien und Griechenland (1960), der Türkei (1961), Marokko (1963), Portugal (1964), Tunesien (1965), Jugoslawien (1967).

Im Jahr 1999 lebten in Braunschweig 17.598 Ausländer und Ausländerinnen, das sind 7,3% der Gesamtbevölkerung. Nehmen wir nur einmal die genannten Anwerbeländer als Herkunftsländer, die in der Tat auch heute noch den Hauptteil der in Braunschweig wohnhaften ausländischen Bürger stellen, so lassen sich folgende statistische Daten (Stand: 31.12.1999) anführen: Von den 17.598 in Braunschweig lebenden Ausländern kommen 10.549, also knapp 60%, aus den ehemaligen Anwerbeländern, vornehmlich aus der Türkei und aus Italien, oder sind Kinder oder Enkel der ersten Migrantengeneration aus diesen Ländern und leben dementsprechend schon seit vielen Jahren in Braunschweig. In Wolfenbüttel sieht es ähnlich aus: Von den 5.381 zur Zeit hier wohnhaften ausländischen Wolfenbüttelern kommen 2.703 Personen aus den genannten ehemaligen Anwerbeländern, also rund die Hälfte.

In Bezug auf die Altersgruppen der ausländischen Braunschweiger ergibt sich folgendes Gesamtbild, also jetzt wieder bezogen auf alle 17.598 Menschen: Die größte Gruppe stellen die heute 25–30-Jährigen mit 2.441 Personen, gefolgt von den 30–35-Jährigen mit 2.105 Personen. Die zwei größten Altersgruppen stellen also die zwischen 1965 und 1975 Geborenen, und dies sind überwiegend die hier geborenen Kinder der ersten Migrantengeneration.

Die Personen dieser Altersgruppen sind also in den meisten Fällen von Geburt an Inländer, und doch müssen sie soziolinguistisch oft eher noch als ihre Eltern als Sprecher von Migrationssprachen gefasst werden. Sprachwissenschaftliche Untersuchungen haben nämlich festgestellt, dass diese Kinder der ersten Generation zwar oft zweisprachig sind, in beiden Sprachen aber nur über geringe Möglichkeiten sprachlicher Variation verfügen, in keiner Sprache also richtig heimisch sind, zumal im schriftsprachlichen Bereich. Man hat dies als „doppelseitige Halbsprachigkeit“ bezeichnet.

Nicht zuletzt um diese Defizite abzubauen, hat das niedersächsische Kultusministerium schon im Jahre 1964 die Schulpflicht auch für die damals so genannten „Gastarbeiter-Kinder“ bestätigt. Später wurden staatlich geförderte Programme zum Erwerb des Deutschen als Zweitsprache gestartet. Ich zitiere aus einer freundlichen Mitteilung der Stadt Braunschweig (Koordination in Ausländerfragen) vom 17. Mai 2000 auf eine Anfrage meinerseits:

„Die Stadt Braunschweig hat in der Vergangenheit immer wieder Sprachkurse finanziert, sofern spezifische Nationalitätengruppen, Begegnungsstätten und Vereine einen solchen Sprachkurs für ihre Zielgruppen anbot[en]. Seit ca. einem Jahr wird seitens der Stadt Braunschweig, Koordination in Ausländerfragen, das Projekt ‚Stadtteilorientierte Sprachkurse für Frauen mit Kinderbetreuung‘ initiiert. Der Sprachkurs findet an drei Standorten – an zwei Schulen sowie einer Kindertagesstätte – mit großem Erfolg statt [...] Es liegt sowohl im Interesse des Einzelnen als auch des Aufnahmelandes Deutschland, dass alle neu eingereisten ausländischen Arbeitnehmer, Asylbewerber, Bürgerkriegsflüchtlinge und Spätaussiedler Kurse zum Erlernen der deutschen Sprache besuchen. Die guten Kenntnisse könnten zum einen

- die wirtschaftliche und berufliche Eingliederung und
- die Kontakte zum näheren sozialen Umfeld verbessern. [...]

Die Stadt Braunschweig bündigt deshalb allen in Braunschweig sich niederlassenden Neubürgern gern eine Übersicht aus, in der sie Informationen zu den Beratungsstellen für Migranten und das Angebot an Sprachkursen in Braunschweig erhalten.

Neben dem Unterricht in der deutschen Sprache zur Förderung der Integration in Deutschland wurde und wird auch versucht, Unterricht in der Herkunftssprache zu erteilen. Die Pläne dazu wurden zu Beginn in den sechziger

und siebziger Jahren durchaus auch gespeist aus Überlegungen, wie eine Rückführung und Re-Integration in das Herkunftsland möglichst offen zu halten sei. In jüngster Zeit, im Zusammenhang mit Konzepten für eine Erziehung und Bildung im Sinne einer multikulturellen Gesellschaft (Stichwort: Interkulturelle Kommunikation) sowie im politischen Zusammenhang mit der Diskussion darüber, ob die Bundesrepublik ein Einwanderungsland sei oder nicht, wird der bilinguale Unterricht als Chance verstanden, den Weg zu einem Europa in den Köpfen der Sprecher zu ebnen, indem die sprachlichen Anlagen und Umgebungen genutzt und gefördert werden. Zu erwähnen ist hier zum Beispiel die bilinguale deutsch-italienische Schule in Wolfsburg, deren Gründung in ursächlichem Zusammenhang mit der Anwerbung italienischer Arbeitskräfte in den sechziger Jahren steht.

In diesem Zusammenhang darf schließlich das neue Staatsbürgerschaftsrecht nicht unerwähnt bleiben, denn dieses neue Recht erhebt die Kompetenz im Deutschen als Zweitsprache zum Kriterium für die Einbürgerung, das heißt ein bestimmtes Niveau in der migrationssprachlichen Lernervariante. Das Gesetz sieht in Bezug auf die Erlernung der deutschen Sprache vor, dass Einbürgerungswillige über „ausreichende Kenntnisse der deutschen Sprache verfügen“ müssen. In der „Allgemeinen Verwaltungsvorschrift zum Staatsangehörigkeitsrecht“ heißt es zu § 86:

„Ausreichende Kenntnisse der deutschen Sprache liegen vor, wenn sich der Einbürgerungsbewerber im täglichen Leben einschließlich der üblichen Kontakte mit Behörden



in seiner deutschen Umgebung sprachlich zurechtzufinden vermag und mit ihm ein seinem Alter und Bildungsstand entsprechendes Gespräch geführt werden kann. Dazu gehört auch, dass der Einbürgerungsbewerber einen deutschsprachigen Text des alltäglichen Lebens lesen, verstehen und den wesentlichen Inhalt mündlich wiedergeben kann. Die Fähigkeit, sich auf einfache Art mündlich verständigen zu können, reicht nicht aus.“

Die Kenntnisse sollen mit Hilfe eines Sprachtests geprüft werden, dessen Niveau von Bundesland zu Bundesland verschieden ist und sich, zum Beispiel in Berlin, am Zertifikat „Deutsch als Fremdsprache“ orientiert und das Hörverstehen, das Leseverstehen sowie die Sprechfertigkeit prüft. Auf eine Prüfung der Schreibfertigkeit wurde hier, im Unterschied etwa zu Bayern, verzichtet (vgl. „Die Welt“ vom 29. 2. 2000: „Deutscher wird nur, wer Deutsch kann“). Nicht zuletzt die Diskussion über diese Bestimmung hat für Wirbel gesorgt; die Sprachkenntnis ist zum Politikum geworden.

Staatsrechtlich eingebürgert sind in Braunschweig bislang nur wenige der hier lebenden ausländischen Bürger. In der Zeit von 1965 bis 1991, also in einem Zeitraum von immerhin 26 Jahren, sind lediglich 4200 Einbürgerungen ausgesprochen worden. Neuere Zahlen sind leider noch nicht verfügbar.

Soweit zu einigen statistischen Daten. Auf eine Interpretation dieser und weiterer Daten in sprachpolitischer, sozialpolitischer und schulpolitischer Hinsicht verzichte ich hier; sie ist aus berufenerem Munde zu leisten und auch geleistet worden. Dass die bunte Vielfalt migrations sprachlicher Mischungen, wie sie im Folgenden dargestellt wird, nur als Konzert der Sprachen schön klingt, in sprach-, sozial- und schulpolitischer Hinsicht indes keineswegs Anlass zur Zufriedenheit gibt, soll nicht verschwiegen werden. Im Zusammenhang mit den bereits erwähnten stadtteilorientierten Deutschkursen für Frauen mit Kindern heißt es z.B. in einer Mitteilung der Stadt Braunschweig vom Dezember 1999, dass auf den Schulen „notwendige Gespräche mit ausländischen Eltern an den Sprachbarrieren scheiterten“ und dass „vor allem viele ausländische Mütter trotz längerem Aufenthalt hier in Deutschland bislang keine Gelegenheit hätten bzw. keine nutzten, deutsch zu lernen.“

(Braunschweiger) Deutsch und europäische Migrationssprachen

Sprachen setzen sich über die durch Straßenzüge und Stadtviertel städtebaulich angelegten Grenzen hinweg und kommen in Kontakt, wann immer Menschen verschiedener Zunge miteinander sprechen und einander, auch übereinander, schreiben, voneinander und übereinander hören und lesen. Die zunächst neue sprachliche, Umgebung markiert für diejenigen, die aus einer anderen Sprachnation nach Deutschland kommen, die Fremde – und das Fremde – mehr noch als andere, kulturspezifische Erscheinungen. Die Notwendigkeit, mit den neuen Nachbarn, mit den Kolleginnen und Kollegen am Arbeitsplatz, mit den

Lehrkräften der Kinder, mit der Kassiererin im Supermarkt und mit der Sachbearbeiterin auf einem Amt sprechen zu müssen, eröffnet der deutschen Sprache als Zweitsprache (L2) aber immer mehr und immer neuen Raum neben – und in der Erstsprache (L1).

Während man in der Kontaktlinguistik, in der kontrastiven Linguistik wie auch im Bereich „Deutsch als Fremd- und Zweitsprache“ gewöhnlicherweise davon ausgeht, dass jeweils zwei Standardsprachen aufeinander stoßen – wie sie in Grammatiken und Wörterbüchern normiert sind –, also etwa: das Griechische und das Deutsche, sieht die Wirklichkeit viel bunter – und für die Betroffenen viel komplizierter – aus. Die ausländischen Bürger bringen in der Regel eine mundartlich oder regional, umgangssprachlich geprägte Herkunftssprache mit und übersiedeln wiederum in ein mundartlich oder regional umgangssprachlich geprägtes Gebiet in Deutschland. Dadurch kann es zu verschiedenartigsten Mischungen (Interferenzen) in der Aussprache, in der Flexion, im Wortschatz, in der Syntax und im kommunikativen Sprachhandeln kommen, die in der kontrastiven Linguistik nicht einmal annähernd empirisch zusammengetragen sind, eben weil die Forschung sich lange Zeit auf den Vergleich zweier Standardsprachen konzentriert hat. Wer beispielsweise aus einer anderen Sprachnation in dialektal stärker geprägte Gebiete immigriert als es der Hannover und Braunschweiger Raum sind, wird auch in dem auf den Schulen vermittelten Hochdeutschen mundartlichen Phonemen begegnen: Im Bayrischen etwa wird das Zungenspitzen-[R] gepflegt; im Sächsischen wird nicht zwischen stimmlosem [p, t, k] und stimmhaftem [b, d, g] unterschieden und deshalb kann z. B. das Wort [gaxtn] sowohl *Garten* wie auch *Karten* meinen, das Wort [bre:tlŋ] sowohl *Brötchen* wie auch *predigen*; im gesamten Süddeutschen, um dies noch anzuführen, wird kein Unterschied zwischen stimmhaftem [z] und stimmlosem [s] gemacht. Einige dieser Mundartmerkmale des Deutschen können nun Ausländern durchaus zugute kommen: Das Zungenspitzen-[R] des Bayrischen stimmt mit dem entsprechenden türkischen Phonem überein, die sächsische Vermengung von [b] und [p], [d] und [t], [g] und [k] wiederum würde Türken aus der Schwarzmeerregion eine Hilfe sein, denn dort findet diese Vermengung ebenfalls statt; und die Vereinigung von stimmhaftem [z] und stimmlosem [s] würde Deutsch lernenden Spaniern sehr entgegenkommen, so dass es in diesen Fällen weniger zu Interferenzfehlern käme.

Interferenzfehler, also fehlerhafte Mischungen zwischen Strukturen der Herkunftssprache und Strukturen der Zielsprache, sind nun vor allem beim ungesteuerten Zweitspracherwerb an der Tagesordnung, und zwar vielfältigster Art, abhängig von den Strukturen der Herkunftssprache, von der deutschsprachigen Lernumgebung, vom Alter und Sprachstand des Lerners bei der Einwanderung u.a. Notwendig sind daher detaillierte kontrastive Analysen, die vor allem auch die regionalen Umgangssprachen und Mundarten von Herkunfts- wie Zielsprache mit in den Blick nehmen. Die unterschiedlichen Ausprägungen der Migrationssprachen im Deutschen sind, zum einen, zu kennzeichnen als Reduktionssprachen, insofern Strukturen und Gebrauchsvarianten der Zweitsprache nur partiell erworben

werden, und sie sind, zum anderen, Sprachmischungen, insofern Strukturen der beteiligten Sprachen ineinander verflochten werden. Sie sind dann nur für Sprechergruppen mit annähernd übereinstimmender Herkunftssprache und Zielsprache als Varianten fassbar.

Um eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie bunt und vielgestaltig die wechselseitige Verwobenheit der Migrationssprachen auch im Braunschweiger Raum ausfallen kann, werde ich im Folgenden einige Beispiele für sprachliche Mischungen präsentieren und kommentieren. Dabei werde ich, um die reiche Fülle der in viele Richtungen ausstrahlenden Interferenzmöglichkeiten wenigstens andeuten zu können, auf verschiedenen Sprachbeschreibungsebenen den Blick auf je unterschiedliche Richtungen der Beeinflussungen zwischen deutscher Sprache und Herkunftssprache wenden. Ich beschränke diesen Blick aber, auf dass er nicht erblinde, auf Beziehungen zwischen dem (braunschweigisch-ostfälischen) Deutschen und dem Türkischen.

Wie ist es also um die Migrationssprachen im Braunschweiger Raum bestellt? Sprechen die ausländischen Bürger in Braunschweig regionale Umgangssprache? Sprechen sie standardsprachnah oder schleicht sich doch das eine oder andere Ostfälische, gar Braunschweigische in ihren Sprachschatz? – „Liebe geht durch den Magen“, heißt es, und so habe ich eine kleine, wissenschaftlich zwar nicht repräsentative, gleichwohl erste Einblicke gewährende empirische Studie angestellt zum Verkehr der Sprecher und Sprachen im Braunschweiger Raum, um zu erfahren,

ob die europäischen Migrationssprachen im Braunschweiger Raum typisch braunschweigisches Kolorit aufweisen. Ich habe dazu einen Fragebogen entworfen und ihn, zum einen, an Inhaber von 25 Restaurants gesandt, die Speisen aus den oben genannten wichtigsten Herkunftsländern anbieten, also an türkische, italienische, jugoslawische, griechische und spanische Gastronomen Braunschweigs. Zum anderen habe ich diesen Fragebogen, leicht modifiziert, an die Braunschweiger Begegnungsstätten der Griechen, der Italiener, der Spanier, der Jugoslawen und der Türken geschickt. Eine wiederum leicht modifizierte dritte Fassung habe ich dann einer Kontrollgruppe vorgelegt, und zwar ausländischen Studierenden an der TU Braunschweig, die die deutsche Sprache im gesteuerten Zweitspracherwerb gelernt haben und mit diesem Schuldeutsch in den Braunschweiger Raum gekommen sind und, mitunter, typisch Braunschweigisches zu hören bekommen.

Aber was ist denn überhaupt „typisch braunschweigisch?“ Wer aus fremden Sprachnationen hierher kommt, hat doch gerade den großen Vorteil, dass die regionale Umgangssprache der neuhochdeutschen Standardsprache relativ nahe ist. In phonetischer Hinsicht hat sich das gesprochene Deutsch im Raum um Hannover seit dem Ende des 18. Jahrhunderts sogar als Grundlage für die deutsche Standardlautung durchgesetzt und bildet noch heute die Grundlage auch für die Aussprachelehre im gesteuerten Zweitspracherwerb. Typisch Braunschweigisches ist in der Tat seit 1945 mehr und mehr geschwunden, so dass



nunmehr die erste Generation der Migranten, die um 1960 nach Braunschweig kam, überhaupt davon Kenntnis nehmen konnte. Da, wie allgemeine Untersuchungen zur Entwicklung der Beziehung zwischen Herkunfts- und Zielsprache zeigen, die zweite Generation die neue Zielsprache weniger zu Hause als vielmehr im sprachlichen Umfeld der Zweitsprache (L2) lernt und deshalb weder von ihren Eltern noch von den nunmehr selbst dem Braunschweigischen entwachsenen Zweitsprache (L2)-Sprechern Braunschweigisches übernommen haben dürfte, wird die Wahrscheinlichkeit noch geringer, typisch Braunschweigisches zu finden. Und doch weist auch der Braunschweiger Raum immer noch einen besonderen regionalsprachlichen Duft auf, die beim ungesteuerten Zweitspracherwerb mit eingeatmet wird. Über diesen Duft gibt es einige populär- und sprachwissenschaftliche Untersuchungen, die nun bei der Präsentation und Kommentierung, einiger ausgewählter Ergebnisse der Umfrage jeweils zusammengefasst seien.

Gehen wir vom Kleinen zum Großen und betrachten die **Aussprache** im Braunschweiger Raum kontrastiv zur Standardlautung, so finden wir hier noch Reste niederdeutschen Sprachguts im Kleid des Ostfälischen: Die zweite Lautverschiebung ist nicht durchgeführt, und deshalb heißt es noch *Topp* statt *Topf* und *Water* statt *Wasser*. Sodann gibt es, um im Bereich der Konsonanten zu bleiben, noch immer, zumindest bei älteren Braunschweigern, das [St]olpern über den [sp]itzen [St]ein, d. h. dass das [s] vor [p] und [t] auch wirklich noch als Sibilant gesprochen wird, eben so, wie man es schreibt. Der Braunschweiger grüßt mit [gu:tn tac] und nicht mit [gu:tn ta:k], und er fährt mit dem [tsuc] und nicht mit dem [tsu:k], d. h. nicht nur die standardsprachliche Auslautverhärtung von [g] zu [k] wird hier durch den velaren Reibelaut [χ] ersetzt, sondern auch noch die Vokallänge vermieden. Derselbe velare Reibelaut taucht im Braunschweiger Raum übrigens auch für [r] vor [t] auf: Hier geht man bei schönem Wetter in den [gactn] oder zum [spøxt]. Bei den jüngeren Braunschweigern ist dieses [χ] nach [o] und [u] allerdings zunehmend wie in der Standardlautung vokalisiert und erscheint als [A], der [spøxt] wird also zum [spøat] bzw. zum [spøat].

Kommen wir zu den Vokalen: „Das Braunschweiger Stadt-Hd.“, schreibt Herbert Blume, „besitzt mehr Langvokale, dafür weniger Diphthonge als das Standard-Hd.“ Die älteren Braunschweiger [st]olpern also nicht über den [sp]itzen [st]ein, sondern sie [st]olpern über den [sp]itzen [sta:]n. Standardsprachliches [ai] wird hier zum langen [a:]. – Die Besonderheit des Braunschweigischen ist natürlich das so genannte „klare A“, bei dem jeder, der es zum ersten Mal hört, sich fragt, was denn daran so „klar“ ist. Eckhard Schimpf beschreibt es in seinem Buch „Klinterklater“ so:

„Dieses a schwebt langgezogen zwischen a und ä, enthält aber auch einen Schuß vom ö. Es wird in Wolfenbüttel oder Peine sowie in den umliegenden Dörfern ebenso gesprochen wie in Braunschweig.“

Im ostfälischen Braunschweig heißen die Aale deshalb auch nicht [a:lə], sondern [ə:lə].

Ich habe in meinem ausgesandten Fragebogen einige dieser phonetischen Besonderheiten bei den ausländischen Braunschweigern abgefragt. Als Ergebnis zeichnet sich die Tendenz ab, dass die Aussprache der ausländischen Braunschweiger, die die deutsche Sprache im ungesteuerten Zweitspracherwerb gelernt haben, zwischen Standardlautung und ostfälischem Tonfall zu schwanken scheint: Jeweils etwa die Hälfte der Befragten spricht nämlich standardlautlich [ta:in], [tɔpf] und [ta:k], während die andere Hälfte ostfälisch beeinflusst [sta:in], [tɔp] und [taχ] spricht, wobei die Verteilung allerdings gemischt ist, d. h., es gibt Sprecher, die zwar [taχ], aber auch [ta:in] und [tɔpf] sagen. Einige sind sich diese Sprechergruppen aber darin, dass der Aal [a:l] heißt, die Karte [kaRtə] und das Schwein [ʃva:in] – und nicht etwa [ə:l], [kaχtə] und [ʃwa:n]. Bei der studentischen Kontrollgruppe, die Deutsch im Unterricht gelernt hat, herrscht übrigens bis auf jeweils einzelne Abweichungen durchgehend die Standardlautung vor.

Im Bereich der Aussprache sind mundartliche Interferenzen im besonderen Maße natürlich vom Phonembestand der Herkunftssprache abhängig, was ich hier nicht im Einzelnen darlegen kann. Dass es die erwähnten Mischungen gibt und ein Sprecher z. B. ostfälisch [taχ], aber auch standardsprachlich [tɔpf] sagt, müsste nun genauer untersucht werden mit Bezug auf die Lautung seiner Herkunftssprache. Ein Proband beispielsweise hat die Aussprache [tɔp] angekreuzt, und das könnte in diesem Fall – der Befragte ist Türke – auch darin seine Begründung finden, dass es im Türkischen keine Buchstabenkombinationen (wie hier die Affrikate [pf]) am Silbenende gibt und dieser Sprecher hier dem Türkischen folgt. – Insgesamt darf man aber als Tendenz festhalten, dass ein Ergebnis anderer Untersuchungen seine Bestätigung findet. Der Erwerb des deutschen Phonembestandes im ungesteuerten Zweitspracherwerb ist wesentlich stärker abhängig von der regionalen Aussprache in der deutschen Lernumgebung als es der Erwerb des Phonembestandes im gesteuerten Zweitspracherwerb ist.

Über das Phonetische hinaus gibt es auch noch einige wenige morphologische, lexikalische und syntaktische Abweichungen des Braunschweigischen von der Standardsprache. Da ist, zum Beispiel, die im Norddeutschen weit verbreitete Trennung von Pronominaladverbien zu beobachten: Im Braunschweiger Raum heißt es „Da kann er nichts für“ statt standardsprachlichem „Dafür kann er nichts“ oder „Da hab’ ich nichts gegen“ statt „Dagegen hab’ ich nichts“. Ebenso weit verbreitet ist in den regionalen Umgangssprachen des ehemals niederdeutschen Raums der Zusammenfall von Dativ und Akkusativ, der hier im Ostfälischen zugunsten des Akkusativs entschieden war („mit wen sprichstn da?“), ferner der Gebrauch der Abtönungspartikel man anstelle des standardsprachlichen nur („Komm man [nur] her (Ad.); laß es man gut sein (Ca.)“ oder auch der Ersatz der Präposition zu durch nach im Zusammenhang mit Richtungsangaben: „Ich gehe nach Karstadt“ statt standardsprachlich korrektem „Ich gehe zu Karstadt“.

Mischungen zwischen Herkunftssprache und Zielsprache im morphologischen Bereich habe ich auf dem Fragebogen

nicht eigens thematisiert, weil die Abweichungen des Braunschweiger Deutsch doch nur gering sind. Zwei Arten dieser lexikalischen Mischung, die in den morphologischen Bereich hineinragen, möchte ich dennoch referierend veranschaulichen. Bei beiden Arten geht es darum, dass deutsche Wörter in Texte der Muttersprache eingeflochten und dabei gleichsam morphologisch assimiliert werden. Eine Form der Aneignung besteht darin, dass deutsche lexikalische Morpheme mit Flexionsmorphemen der Herkunftssprachen versehen werden. In Texten türkischer Arbeitsmigranten wurde beispielsweise wiederholt beobachtet, dass der Genitiv Singular mit dem Suffix *-in* gebildet wird, dass also z. B. statt der deutschen Form des Betriebs die agglutinierende Mischform *betribin* erzeugt wird. In einer anderen Untersuchung wurde das Sprachverhalten einer türkischen Familie in Berlin über längere Zeit beobachtet. Die Eltern hielten ihre Töchter dazu an, ein „besseres“ Deutsch zu sprechen, was dazu führte, dass die Mädchen das Türkisch ihrer Eltern immer mehr verdeutschten: Sie sprachen Türkisch mit „Berliner Tonfall“ und sie entlehnten Verben aus dem Deutschen in ihr Türkisch, indem sie den deutschen Infinitiv nahmen und mit einer flektierten Form von *yapmak* (>machen<) in die türkische Sprache einbrachten: „Ben abschreiben yapiyorum o auswischen yapiyor.“ Wörtlich übersetzt heißt dies etwa: „Ich abschreiben mache, er/sie auswischen macht.“ In der Türkei haben diese Mädchen übrigens große Verständigungsprobleme mit ihrem deutschen Türkisch gehabt.

Auch in Bezug auf den **Wortschatz** interessierte mich vor allen Dingen, ob lexikalische Einflüsse des Deutschen auf die Muttersprache von Arbeitsmigranten nachzuweisen sind. Ergebnisse einer Untersuchung mit türkischen Arbeitsmigranten zeigen, dass aus den Bereichen „Arbeitsplatz“, „Behörden“, „Konsumwelt“ und „Freizeit“ deutsche Wörter auch dann in die Rede eingeflochten wurden, wenn türkische Sprecher unter sich waren. Diese Ergebnisse werden durch die Antworten auf meinen Fragebogen im großen Ganzen bestätigt. Die Braunschweiger Arbeitsmigranten gaben auf die Frage, ob sie deutsche Wörter auch dann in ihre Rede flechten, wenn sie in ihrer Muttersprache sprechen, überwiegend Wörter aus den Bereichen „Arbeit“ und „Verkehr“ an, z. B. *Arbeitsamt* und *Vertrag* oder *Auto*, *Bahnhof* und *LKW*. Dass auch die studentische Kontrollgruppe zu einem guten Teil deutsche Wörter aus ihrem Arbeitsumfeld in die Herkunftssprachen trägt, verwundert eigentlich nicht; an herausragender Stelle stehen hier u. a. die Wörter *Hiwi*, *Uni* und *Stress*.

Es gibt, natürlich, auch typisch braunschweigische Wörter; beispielsweise die, die Eckhard Schimpf in seinen beiden Bänden „Klinterklater“ zusammengetragen hat. Ich habe im versandten Fragebogen die Kenntnis nicht nur stadtsprachlich, sondern auch überregional bekannter Wörter erfragt, nämlich *Braunkohl*, *Rotwurst*, *Schmacht*, *spachteln* und *stippen*. Ergebnis: Das bekannteste der fünf Wörter ist *Rotwurst* (eine Erklärung lautet z. B. „Schweine blutwurst“) was auch mit der Motiviertheit der Wortbildung zu



begründen sein mag, am unbekanntesten sind *Schmacht* und *spachteln*. Ob es auf die standardsprachliche Prägung der ausländischen Studenten zurückzuführen ist, dass gerade von ihnen diese Aufgabe sehr oft ungelöst blieb, kann hier nicht abschließend geklärt werden. Schon eher auf diese standardsprachliche Prägung verweist wohl, wenn, wie einmal geschehen, zu *spachteln* die Erklärung „Das ist ein Gerät, um etwas wegzukratzen“ abgegeben wird. Nur ganz kurz sei der Vollständigkeit halber noch die Ebene des Satzes betreten, und da möchte ich mich auf eine einzige Interferenzerscheinung beschränken, die in vielen Interviews immer wieder zu beobachten ist. Dazu ein kurzer Ausschnitt aus einem Interview mit Herrn A, 43 Jahre alt, aus der Osttürkei gebürtig und seit neun Jahren in Deutschland, Arbeiter in einer Chemiefabrik in Ludwigshafen:

I: Sie müssen kein Geld bezahlen

A: Ich weiß nich, vielleicht . . . und dann ich sprechen . . . ich große Familie . . . 6 Kinder, 7 Kinder . . . ich nix viel Geld bezahlen. – Nein . . . warum sagen . . . ich sprechen Donnerstag . . . wenn Frau kommen . . . eh, warum nix sagen Geld. – kommt dann nix, und dann Geld bezahlen und dann nix bezahlen . . . warum es dann nix sagen. – und dann . . . immer schimpfen vielleicht.

I: Bitte? (ab „nein“ war uns der Text unverständlich)

A: Du schimpfen . . . ich nix Geld bezahlen. – alles Tonband hat . . . denken . . . meine Kinder . . . Frau . . . andere Cousin . . . alles . . . ich sprechen. – Geld bezahlen und dann nix mehr. – kosten nix . . . eh?

Es handelt sich hierbei um eine Erscheinung, die im so genannten Foreigner talk von Deutschen sehr oft imitiert wird, wie auch oben am Beispiel Jandls beobachtet werden konnte, nämlich, die Endstellung des Infinitivs auch in deutschen Hauptsätzen. In der türkischen Syntax bildet die Verbalgruppe stets das letzte Glied im Satz, also wie es im Deutschen nur im abhängigen Nebensatz der Fall ist. Aus dem Grund kommt in den Migrationsvarianten türkischer Einwanderer sehr oft dieser Fehler vor, dass das Verb am Ende auch des Hauptsatzes zu stehen kommt.

Europäische Sprachen und Braunschweiger Deutsch

Galt unsere Aufmerksamkeit bislang Varianten der deutschen Sprache im Prozess des Zweitspracherwerbs, so drehe ich nunmehr die Blickrichtung um: Die Restaurants und Gaststätten bieten auf ihren Speisekarten Köstlichkeiten aus den Herkunftsländern der Wirtsleute an, und zwar nach Möglichkeit mit den Namen der Speisen in den Herkunftssprachen. Wenngleich unter Migrationssprachen in erster Linie sprachliche Varianten zu verstehen sind, bei denen eine nationale Erstsprache (L1) das Fundament stellt, auf dem eine andere nationale Zweitsprache (L2) erworben wird, so ist in diesem Rahmen gleichwohl auch die Untersuchung des Einflusses der jeweiligen Herkunftssprachen auf die deutsche Sprache gestattet. Die

Herkunftssprachen der Einwanderer bereichern nämlich auch die Nationalsprachen der Einwanderungsländer, bereichern also auch deutsche Sprache und tun dies auch im Braunschweiger Raum. Der Kontakt mit ausländischen Bürgern führt dazu, dass auch muttersprachliche Sprecher des Deutschen ihren Wortschatz erweitern, mitunter gar ihr Phoneminventar, indem sie Lautwerte lernen, die es im Deutschen nicht gibt. Im lexikalischen Bereich, in dem man hinsichtlich dieser Interferenzen von Entlehnungen spricht, wird das Neue oft sogar so schnell heimisch, dass es schon bald gar nicht mehr als fremd auffällt und nur noch das Wörterbuch Bescheid weiß.

Auf meinem Fragebogen habe ich die ausländischen Braunschweiger Wirtsleute auch gefragt, welche Speisen aus ihren Karten vorwiegend namentlich und welche nur selten namentlich bestellt werden, und wie die Deutschen die Namen aussprechen. Auch hierzu noch einige Einblicke: Namentlich erwähnt und wohl überwiegend richtig ausgesprochen werden vor allem Pizza und Köfte. Die meisten Aussprachefehler müssen die Wörter *Gnocchi* [njɔki] (oft [gnɔki]), *Güveç* [gyvɛʃ] und – *Lahmacun* [lamadzun] ertragen.

Dass viele dieser Wörter dennoch Eingang in die deutsche Sprache gefunden haben, beweist der Blick in allgemeinsprachliche deutsche Wörterbücher. Dort ist, zum Beispiel im „Großen Wörterbuch der deutschen Sprache“, erschienen in sechs Bänden zwischen 1976 und 1981, das Wort *Gnocchi* trotz seines italienischen Lautstandes schon verzeichnet, ferner, natürlich, die *Pizza* und die *Lasagne* (vgl. GWb), in der zweiten Auflage dieses Wörterbuches, zwischen 1993 und 1995 erschienen, kommen dann einige griechische Gerichte zum Zuge, wie z. B. *Tsatsiki* und *Gyros* (vgl. GWb) – das, Lahmacun hingegen findet sich auch nicht in der neu erschienenen dritten Auflage dieses Werkes (Vgl. GWb).

Schluss

Ich habe eingangs davon gesprochen, dass in der germanistischen Linguistik seit einigen Jahren die Benennungen *Gastarbeiterdeutsch*, *Gastarbeiter-Pidgin* oder *Ausländerdeutsch* weitestgehend gemieden werden und statt dessen, unter anderen, von *Migrationssprachen* die Rede ist. Wenn man die bunte Vielfalt der Sprachen und ihrer regionalen Mundarten, und sodann die Vielfalt der möglichen Mischungen und auch der Stadien im Prozess des Sprachenlernens bedenkt, so stellt sich unweigerlich die Frage, was denn aber Migrationssprachen eigentlich sind. Man braucht nun nicht germanistischer Linguist zu sein, um zu erkennen, dass es sich hier nicht um Sprachen im engeren Sinne handelt, also wie es z. B. die deutsche, französische, türkische oder spanische Sprache sind. Auf der anderen Seite weisen Migrationssprachen in ihrer abstrakten Struktur aber sehr wohl systematische Merkmale auf, wie sie auch für Sprachen gelten: Sie sind an bestimmte Sprechergruppen gebunden; sie sind in Bezug auf Herkunfts- und Zielsprache auch regional geprägt (ich erinnere an das Türkisch mit Berliner Tonfall); und sie weisen

im deutschsprachigen Raum oft sprachstrukturelle Übereinstimmungen auf, die dann als Volkshypothesen über Schwierigkeiten im Deutschen dem Foreigner talk, dem Ausländerregister, zugrunde liegen: Jeder und jede Deutsche kann wohl aus dem Stegreif einen französischen oder englisch unterfütterten Foreigner talk vorführen, und das geht ja nur, wenn es systematische Charakteristika gibt, die von den Normen der deutschen Sprache abweichen.

Auf Abweichungen oder gar Fehlern kann man aber keine Sprache gründen, und so genügen denn auch solche Kriterien wie >Sprechergruppe<, >Sprachraum< und >grammatische Übereinstimmung< nicht, um Sprachen zu kreieren; sie genügen auch nicht, um Teilsprachen zu kreieren, also Varietäten, wie beispielsweise die deutschen Dialekte Teilsprachen (Varietäten) des Deutschen sind. Migrationssprachen erwachsen nämlich gerade nicht als Frucht auf dem Varietätenfeld einer Einzelsprache; sie gehören nicht zur inneren Mehrsprachigkeit einer Einzelsprache, sondern sie gehören, ebenso wie die mehr oder minder kompetenten Fremdsprachenkenntnisse aus dem Schulunterricht, zur äußeren Mehrsprachigkeit des Menschen. Für Migrationssprachen gibt es keine statuierten oder subsistenten Normen, die in Grammatiken und Wörterbüchern aufgelistet wären, auf dass man Migrationssprachen lernen könne.

Und gerade hier ist auch anzusetzen, wenn man die Frage beantworten will, was denn Migrationssprachen eigentlich sind, und wenn man die Frage so beantworten will, dass daraus auch Hilfen für die ausländischen Deutschlerner abgeleitet werden können. Wer nämlich Migrationssprachen als kommunikativ mehr oder minder adäquate Varietäten des Deutschen betrachtet, erweist deren Sprechern ebenso wenig einen Freundschaftsdienst, wie es die deutschen Anwender des Foreigner talk tun, auch wenn gute Absichten unterstellt werden dürfen. Denn beides befördert eine Verfestigung der Migrationssprachen zu Pidgin-Sprachen, also zu mischsprachlichen Verkehrsformen, die auf einem bestimmten Niveau im Lernprozess stehen geblieben sind und mit denen niemand zufrieden sein kann.

Migrationssprachen sind also keine Varietäten, sind auch keine Pidgins, sondern Lernervarianten, die im Zuge des

Sprachenlernens immer weiter in die neue Sprache hineinwandern. Sie sind zwar bei den Migranten der ersten Generation nicht selten in einem bestimmten Stadium stehen geblieben, doch zeigt sich schon bei den Sprechern der zweiten Generation deutlich ihr Charakter als Übergangsvarianten auf dem Wege zur – erwünschten – Zweisprachigkeit bzw. zur – oft nur erreichten – neuen Einsprachigkeit. Migrationssprachen sind als Lernervarianten Wandersprachen, die an jeder neu erreichten Station ihre Maske ändern und letztendlich, indem sie das Gesicht der deutschen Sprache finden, überwunden werden.

Bei dieser Überwindung können auch die Menschen im Braunschweiger Raum den hier wohnhaften Sprechern von Migrationssprachen helfen, indem sie mit ihnen sprechen und dadurch eine sprachliche Ghettoisierung, wie sie durch die gemeinsamen Wohnorte in bestimmten Straßenzügen und Stadtvierteln gefördert wird, verhindern, bzw. eine bestehende Ghettoisierung, sprachlich aufbrechen. Das Gespräch ist allerdings nur dann eine Hilfe, wenn die Deutschen so handeln wie Minna von Barnhelm gegenüber Riccaut und mit den ausländischen Braunschweigern die deutsche Sprache pflegen, die sie auch im Umgang mit deutschen Braunschweigern sprechen. Das muss natürlich nicht die wohl geformte Standardsprache sein, sondern es darf durchaus die noch immer ostfälschlich angehauchte regionale Umgangssprache gewählt werden.

Wesentlich ist, dass auf die vermeintlich hilfreichen Reduktionen verzichtet wird, die eine Sprechweise hervorbringen, mit keiner Norm des Deutschen in Einklang zu bringen ist. Mir scheint, dass Minna hier den richtigen Weg weist, indem sie ohne Besserwisserei und Arroganz auch gegenüber Riccaut ihre Sprechweise beibehält und zugleich die Migrationssprache ihres Gesprächspartners akzeptiert. – Die deutschen Braunschweiger könnten aber auch, gleichsam psychologisch unterstützend, dadurch helfen, dass sie versuchen, die wenigen Namen, die sie den Herkunftssprachen der neuen, aus anderen Sprachnationen kommenden Braunschweigern ablauschen und die nur selten auch phonetisch assimiliert werden, richtig auszusprechen – zumindest bevor sie die Sachen aufessen. Wer also den *Braunkohl* ins neue Europa tragen will, sollte auch *Lahmacun* nicht mit „klə:rem/ə:/“ bestellen.

Liebe Leser, liebe Freunde der Geschichte und Kultur der Region Braunschweig,

es gibt viele Dinge, die berichtenswert wären, wenn die Redaktion der „Braunschweigischen Heimat“ nur davon erfahren würde. Manches historische Gebäude, mancher Verein, manche Persönlichkeit aus der Region wäre es wert, dass darüber berichtet wird. In so manchem Ordner oder Schubkarton, auf alten Speichern oder in Regalen liegen Geschichten, die nur darauf warten, veröffentlicht zu werden. Es müssen nicht immer die ganz großen Ereignisse der Vergangenheit sein, die beleuchtet werden. Die Entstehungsgeschichte eines dörflichen Festes, die Geschichte eines Unternehmens, das den Stadtteil für viele Jahre prägte – es gibt zahlreiche Dinge die in die „Heimat“ gehören. Nur wenn Geschichte aufgeschrieben und veröffentlicht wird, kann man sie vor dem Vergessen bewahren.

Einfach mit der Redaktion Kontakt aufnehmen, Text und Bilder einsenden. So einfach kann es sein, Geschichte zu bewahren.

Ihr Klaus Herrmann



Rüper, ein kleiner Ort mit 221 Einwohnern und 52 Häusern, aber einer großen Kirche *Jahrhundertlang Vorposten der Hildesheimer*

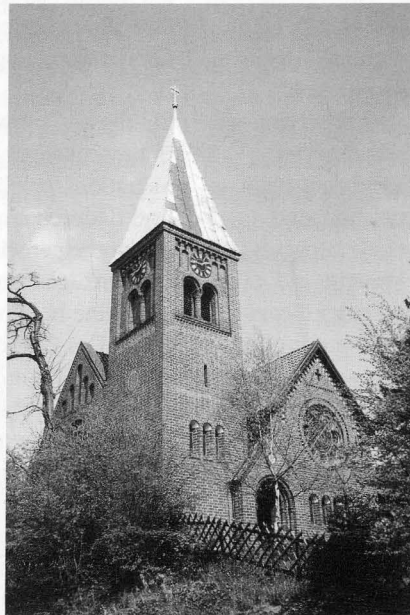
Rolf Ahler, dem Wendeburger Ortsheimatpfleger, ist es zu verdanken, daß nun auch die Geschichte der kleinen Ortschaft Rüper im Landkreis Peine dokumentiert ist.

Rüper, ein kleiner Ort mitten in Deutschland, kann auf eine jahrhundertlange Geschichte zurückblicken. Der Ort war früher ein weit nach Osten vorgeschobener Posten des hildesheimischen Gebietes.

Der besonderen Bedeutung entsprach die Ausstattung mit einer Kirche und mit Amtssitz eines Pastors. Gegenüber den lüneburgischen und braunschweigischen Nachbargebieten blieb Rüper ein unnachgiebiger Eckpunkt.

Die hier lebenden Menschen betrieben über viele Jahrhunderte hinweg Landwirtschaft, sie stellte die wirtschaftliche Grundlage dar. Erst seit etwa hundert Jahren gibt es örtliches Gewerbe und Handwerk.

Der Ort besteht heute überwiegend aus Ein- und Zweifamilienhäusern, einige ehemals landwirtschaftliche Hofgrundstücke werden nunmehr ausschließlich für Wohnzwecke genutzt. Eine Zählung ergab 221 Einwohner in 52 Wohngebäuden.



Die bereits von weither sichtbare Jerusalem-Kirche überragt mit ihrem Turm alle anderen Gebäude des Ortes. Sie liegt inmitten des langgestreckten Ortes im Schnittpunkt der geographischen

Koordinaten 52° 20' 55" nördlicher Breite und 10° 21' 25" östlicher Länge.

Ab 1. Juli 1965 schlossen sich die bis dahin selbständigen Gemeinden Horst, Rietze, Rüper, Wense und Wipshausen auf freiwilliger Basis zur Samtgemeinde Wipshausen zusammen. Allerdings stand der finanzielle Zwang hinter diesem Zusammenschluß, denn die kleineren Orte hätten sonst Geldzahlungen des Landes Niedersachsen verloren.

Am 1. März 1974 zeigte auch hier die niedersächsische Gebiets- und Verwaltungsreform ihre Wirkungen. Die Samtgemeinde Wipshausen löste sich auf, Rüper und Wense schlossen sich der Einheitsgemeinde Wendeburg an. Die amtliche Bezeichnung für die aus jetzt insgesamt acht Ortschaften (Wendeburg, Bortfeld, Harvesse, Meerdorf, Neubrück, Rüper, Sophiental, Wense) bestehende Einheitsgemeinde lautet: Gemeinde Wendeburg.

Rolf Ahlers

Rüper – 750 Jahre aus der Geschichte des Ortes

uk-verlag Wendeburg, ISBN 3-932030-09-5
152 Seiten, 87 Abb., broschiert, DM 29,80

Ein Jahrhundert aus der Sicht der Braunschweiger Familie Dedekind

„Die Zukunft hat eine lange Vergangenheit“

„Die Familie Dedekind ist seit mehr als zweihundert Jahren eng mit der Geschichte des Braunschweiger Landes verbunden, wie aus vielfältigen Quellen und historischen Werken unschwer zu ersehen ist. Noch nie aber war es möglich, Dedekindsche Familiengeschichte und Landesgeschichte, privaten Alltag und öffentliches Leben so unmittelbar und unverfälscht nachzuvollziehen, wie in jenen mehr als 4000 Briefen und Aufzeichnungen, die Ilse Dedekind seit zwei Jahrzehnten sortiert, ausgewertet und publiziert.

Ilse Dedekind hat ihre Bearbeitungen nicht aus der Sicht des neutralen Historikers betrieben, sondern mit der Begeisterung des persönlich betroffenen Familienmitgliedes. Diese persönliche Note, die stets spürbar bleibt, macht den besonderen Reiz der Bearbeitung aus, und der Leser erlebt unmittelbar das Abenteuer der Entdeckung durch die Bearbeiterin ihres Familienschatzes mit. Im Spiegel der Briefe und

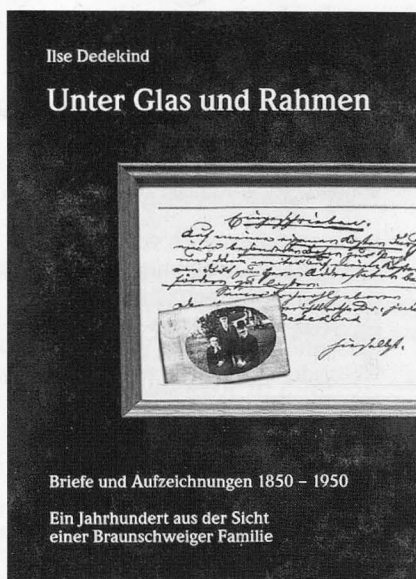
Aufzeichnungen der Familie Dedekind wird ein Jahrhundert braunschweiger Landesgeschichte in ganz persönlicher Betrachtungsweise lebendig“, schreibt Gerd Biegel, der Leiter des Landesmuseums in seinem Vorwort.

„Vor einigen Jahren fielen mir zwei auf dem Dachboden aufbewahrte Waschkörbe in die Hände, deren Inhalt – Akten, Broschüren, Zeitungen, Landtagsprotokolle und ungezählte Briefe – ich sogleich zu sichten begann. Ich stieß dabei auf einen Sack, aus dem ich einen vergilbten, gegen Ende des 18. Jahrhunderts verfaßten Brief zog. Der Brief gab einen faszinierenden Reisebericht über das damalige Ambiente der Hamburger Elbchaussee.

In der Nachbarschaft dieses Sackes entdeckte ich eine Akte, die über die Verteidigung des Braunschweiger Ministerpräsidenten Dr. Heinrich Jasper in seinem Prozeß 1934 berichtete. Dieser Prozeß hatte für alle Beteiligten

weitreichende Folgen. Bei der Durchsicht dieser Papiere fiel mir der Satz: „Das muß unter Glas und Rahmen, für die, die nach uns kommen werden“ ins Auge, den ich als Titel für dieses Buch wählte. Weil dieses brisante Briefmaterial mir von allgemeinem Interesse erschien, faßte ich spontan den Entschluß, eine Briefgeschichte aus drei Jahrhunderten herauszugeben“, schreibt die Autorin der Familiengeschichte, Ilse Dedekind.

Dabei galt es etwa 4000 Briefe zu sichten und ihrem inhaltlichen Extrakt entsprechend verschiedenen Themenbereichen zuzuordnen. Aus dieser menschlichen Vielfalt wurde eine Begegnung mit fünf Generationen. Die Briefauszüge der ersten drei wurden im ersten Band „Aus Körben und Schachteln“ vorgestellt. Daran schließen sich in diesem Buch Briefe aus den Jahren 1850 bis 1950 an. Auch aufschlußreiche Privatbriefe Richard Dedekinds wurden in den Körben entdeckt. Da



gelegentlich bemerkt wurde, daß es an Informationen über das private Leben

des Mathematikers fehle, sollte versucht werden, diesen Mangel abzubauen. Er selbst kommt in vielen Briefauszügen zu Wort, damit sich das Bild seiner Persönlichkeit vervollständigen kann. Dazu wurden auch andere Quellen, insbesondere seine in der Universitätsbibliothek Göttingen aufbewahrte Korrespondenz mit herangezogen.

Zwei Dinge sind es, die dieses Buch zu mehr als einer normalen Familienchronik werden lassen. Da ist einerseits die enge Verflechtung der Familie mit der Geschichte der Region. Diese Familienchronik hilft, Facetten der Landesgeschichte besser zu verstehen. Zum anderen aber ist es die Art und Weise, wie sich die Autorin mit ihrer Familiengeschichte auseinandersetzt, die den Wert dieses Buches ausmachen.

Als (teilweise) Zeitzeugin schildert sie nicht nur Fakten, sondern gibt Eindrücke wieder. So zeigt eine

Fotografie die herzogliche Familie und Hedwig Dedekind, während das „Horst-Wessel-Lied“ gesungen wurde. Die Autorin ließ das Gesicht von Hedwig Dedekind herausvergrößern. Es zeigt eine Frau, die demonstrativ die Lippen schließt. Die Kommentierung der Autorin: „Ihrem Ausdruck ist abzulesen, dass sie schon zuviel hinter der Fassade des sogenannten 1000jährigen Reiches erlebt hat.“ Persönliche Schicksale und große geschichtliche Ereignisse werden in diesem Buch immer in einem engen Zusammenhang dargestellt.

Ilse Dedekind
Unter Glas und Rahmen
Briefe und Aufzeichnungen von 1850 bis 1950
Ein Jahrhundert aus der Sicht einer Braunschweiger Familie
Appelhaus Verlag, Braunschweig
ISBN 3-930292-30-0
368 Seiten, 125 Abb., Hardcover,
DM 38,-

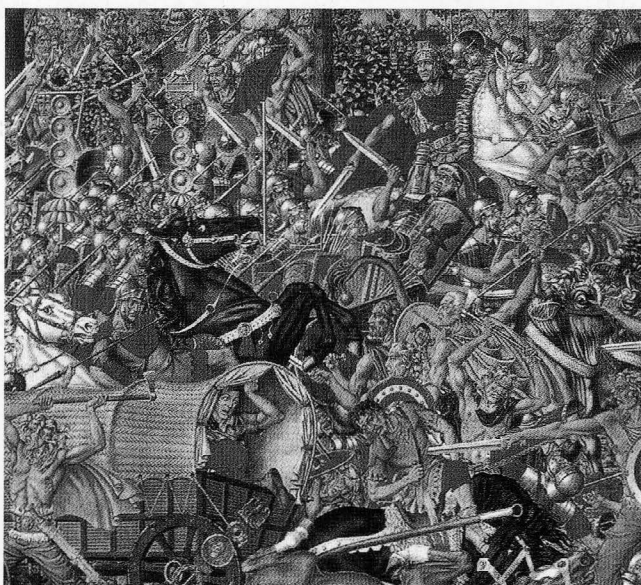
Der Untergang der römischen Legionen im Teutoburger Wald

Die Varusschlacht

Die varianische Niederlage führte zur Aufgabe des römischen Plans zur Grenzverlegung an die Elbe, sicherte eine unkolonisierte Entwicklung germanischen Lebens in allen Bereichen seines Erscheinens. Deshalb darf die Antwort auf die nicht unerwartete Frage, ob bei der umfangreichen Literatur zum Thema der Varusniederlage noch ein weiteres Buch sinnvoll sei, ohne weiteres lauten: Es ist nicht sinnvoll, es ist zum jetzigen Zeitpunkt auch notwendig!

Die Befreiungsschlacht der Germanen unter Arminius gegen Varus und seine drei Legionen fand bei Detmold statt. Das beweist der Verfasser mit einem Überblick über den gegenwärtigen Forschungsstand, wobei jüngere – auch eigene – Grabungen ausgewertet werden. Die Funde von Kalkriese entstammen einer späteren Schlacht. Viele Abbildungen und Karten unterstreichen die neuen Erkenntnisse.

Rolf Brökemeier, Jahrgang 1932, betreibt seit 1986 Intensivforschungen in den Bereichen „Kiesgrubenforschung – Altsteinzeit“ und „Römer in Norddeutschland – Varusschlacht“. Durch den Sieg des Cheruskerfürsten Arminius im Teutoburger Walde vor knapp 2000 Jahren blieb der größere Teil Germaniens von der Römerherrschaft frei und konnte seine Eigenart bewahren. Diese entscheidende Schlacht wird von mehreren antiken



Schriftstellern erwähnt. Dennoch ist ihr Ort noch umstritten. Jüngere Grabungen bei Kalkriese nördöstlich von Osnabrück ergaben zwar Hinweise auf eine Schlacht zwischen Römern und Germanen, es dürfte sich jedoch um eines der Treffen in den auf die Hauptschlacht folgenden Jahren handeln. Das vorliegende Buch legt den derzeitigen Wissensstand um die dreitägige Schlacht im Jahre 9 n.d.Ztr. dar und beweist anhand vieler Belege und neuerer Grabungen, daß das weltgeschichtliche Ereignis doch zu Füßen des Hermannsdenkmals bei Detmold stattfand. Insbesondere bestätigt ein vom

Verfasser neu gefundenes Römerlager bei Hörste, daß die Vernichtung der drei römischen Legionen auf ihrem Marsch von Salzuflen bis zur Dörenschlucht stattfand. Die Ergebnisse von Brökemeiers Forschungen sprechen für sich und lassen sich in die Worte fassen: Das Hermannsdenkmal steht bei Detmold durchaus am richtigen Ort!

Rolf Brökemeier. Die Varusschlacht
Der Untergang der römischen Legionen im Teutoburger Wald
Grabert-Verlag-Tübingen
ISBN 3-87847-190-4, 368 Seiten,
192 Abb., broschiert, DM 38,-



Braunschweig – Weststadt...

mit den Nachbarn im Südwesten Timmerlah, Geitelde, Stiddien, Broitzem, Rünigen und Gartenstadt

In dem neuen Buch „Braunschweig – Weststadt“ stellt Edmund Heide den Bereich Weststadt und die benachbarten Orte Timmerlah, Geitelde, Stiddien, Broitzem, Rünigen sowie die Gartenstadt vor. Der Südwesten Braunschweigs – außer dem Westlichen Ringgebiet – hat rund 40.000 Einwohner, allein die Weststadt zählt 25.000 Bewohner.

Im Vorwort wird daran erinnert, dass auf Grund der alliierten Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg sowie der starken Zuwanderungen aus den deutschen Ostgebieten die Beschaffung von Wohnraum lange Zeit das dominierende Problem der in der Kommunalpolitik Verantwortlichen war. Fünfzehn Jahre nach Kriegsende entstand auf dem Reißbrett eine Großsiedlung im Südwesten, zu einem großen Teil auf dem Areal des ehemaligen Broitzemer Flugplatzes.

Der Verfasser des 170 Seiten umfassenden Porträts ist der Heimatpfeiler dieses fünfgrößten Wohnbaugebietes, Realschullehrer Edmund Heide. Er hat die Entwick-

lung des Stadtteils in all seinen Etappen selbst erlebt und zahlreiche Unterlagen gesammelt. Die chronikartigen Aufzeichnungen der Schulen, Vereine, Kirchen, Firmen, Baugesellschaften und sozialen Einrichtungen wurden in die Arbeit mit einbezogen, von zahlreichen Fotos, Karten und Symbolen ergänzt. Parallel zu der jetzt 40 Jahre alten Weststadt wird auch die weitere Entwicklung Braunschweigs aufgelistet: von der Inbetriebnahme des Hauptbahnhofes im Jahre 1960 bis zur Fertigstellung der VW-Halle an der Theodor-Heuss-Straße im Jahre 2000.

Das Buch wendet sich nicht nur an die Wohnbevölkerung, sondern gezielt auch an die vielen Beschäftigten in den Dienstleistungsbereichen, im Handel und Gewerbe, die einen großen Teil des Berufslebens hier verbringen. Sie werden auch beim Lesen die weniger bekannten Bereiche des einwohnerstarken Stadtteils entdecken, in denen neben Hochhäusern auch zahlreiches Grün wohnnah ist. Das künftige Naherholungsgebiet nordöstlich des Timmerlaher Busches, der Westpark, soll für die

Wohnbevölkerung in Braunschweigs Westen unmittelbar Kontakt zur Natur bieten.

Farbige Luftaufnahmen stellen den Südwesten vor, Bildzusammenfassungen lenken den Blick auf Schwerpunkte wie Freizeitaktivitäten, Wohnstraßen, Verkehr oder Kleingartenanlagen. Die Verbundenheit der Weststadt mit den benachbarten Orten wird insbesondere bei der Beschreibung der Sportvereine, Schulen, Kirchen, Kommunalpolitik sowie Erholung und Einkaufsmöglichkeiten deutlich. Die Zeit vor der Bebauung des Gebietes wird ebenfalls dargestellt, sei es die alte spätmittelalterliche Landwehr Rothenburg, die Wegeverbindung Lichtenberger Straße oder die Bedeutung des Flughafens, der ab 1936 seine Funktion einbüßte, nachdem eine kriegstaugliche Anlage in Waggum entstand. Weil die weitaus meisten Straßen der Weststadt Namen deutscher Flüsse tragen, wurden alle 77 Flussnamen aufgelistet.

Das Buch ist in der Weststadt bei den Vereinen, Kirchen und Schulen erhältlich und kostet DM 29,80.

Luftaufnahmen und Beschreibungen

„Braunschweig von oben“

Über 20 Stunden mussten Pilot Siegfried Starke sowie Heimatpfeiler und Fotograf Dieter Heitefuß über Braunschweig kreisen, bis die schönsten Bilder der Stadt aus der Luft im „Kasten“ waren. „Dabei konnten nur Tage mit klarer Weitsicht und wolkenlosem Himmel genutzt werden“, betonte Heitefuß bei der Vorstellung seines neuen Werkes in der Burgpassage am 25. Oktober 1999. Was daraus geworden ist, kann man im neuen Buch mit vielen beidseitig angelegten Großfotos (insgesamt 130 Farbaufnahmen, 152 Seiten) ansehen: Die Bilder sind brillant und gestochen scharf, ein Leckerbissen für jeden Betrachter und Braunschweig-Fan.

Nach seinem im letzten Jahr verlegten Buch „Braunschweigs Stadterweiterungen 1920 bis heute“ mit der Darstellung aller Braunschweiger Stadtteile ist das neue Werk auf die aktuelle Situation bezogen und zeigt vor allem Luftaufnahmen und Beschreibungen aus der Innenstadt mit ihren Gebäuden, Plätzen und Straßen. Der grüne Gürtel mit seinen Parks und Villen kommt besonders gut zur Geltung. Auch die Ringgebiete werden in Wort und Bild dargestellt, so dass nahezu jedes Gebäude der „Kernstadt“ zu sehen ist.



Kenner schwärmen von der Qualität des gesamten Buches und nennen es das „Buch des Jahres“. Nicht ohne Grund ist es noch rechtzeitig vor Weihnachten herausgekommen, denn es eignet sich nicht nur vorzüglich als Geschenk, sondern auch zur Vervollständigung einer Braunschweighbuchsammlung. Die Redaktion kann sich dieser

Empfehlung nur anschließen und zum Kauf raten.

*Dieter Heitefuß. Braunschweig von oben
Luftaufnahmen und Beschreibungen
Verlag Dieter Heitefuß, Braunschweig
ISBN 3-9803243-7-0, 152 Seiten,
farbige Abb., Hardcover, DM 49,90*



Veranstaltungskalender aus dem Braunschweiger Land

Einladung zur Exkursion am 21. Oktober 2000

Sehr geehrte Damen und Herren!

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz e.V. führt am Sonnabend, dem 21. Oktober 2000, eine Exkursion zur

„Besichtigung des Damenstiftes Obernkirchen – erstmals gegründet 815 – des Schlosses der Fürsten zu Schaumburg-Lippe und der Stadtkirche in Bückeburg“

durch. Die Abfahrt ist um 8.00 Uhr an der Stadthalle Braunschweig (Parkstreifen), Leonhardplatz, Rückkehr ca. um 18.00 Uhr.

Das Mittagessen findet im Ratskeller in Bückeburg statt. Folgende Speisen stehen zur Auswahl:

1. Salat Parisienne (frische Salate mit gekochtem Schinken, Käsestreifen, Oliven, Ei) DM 15,00

2. Sahnegeschnitzeltes mit Champignons, Kartoffeln, Reis, Salatteller DM 18,50

3. Gebackenes Schollenfilet (grätenfrei), Remouladensoße, Kartoffeln, Salatteller DM 18,50

4. Jungschweinebraten in Rahmsoße, Buttererbsen, Möhren und Kartoffeln DM 19,50

5. Putenschnitzel in Curryrahmsoße mit Früchten und Reis DM 19,50

Zu den Gerichten 2 – 5 wird eine Tagessuppe gereicht. Das Kaffeetrinken findet im Park-Café im Schlossgarten Bückeburg statt. Kaffeegedeck incl. Kuchen DM 9,00.

Der Fahrpreis einschließlich der Eintrittsgelder beträgt für Mitglieder DM 37,- pro Person und für Nichtmitglieder DM 42,- pro Person.

Für eine verbindliche Anmeldung zu der Exkursion und der Angabe des gewünschten Gerichtes für das Mittagessen und ob ein Kaffeegedeck gewünscht wird, bis zum 14. Oktober 2000 an meine untenstehende Adresse wäre ich dankbar.

Diese Mitteilung in der Braunschweigischen Heimat ersetzt den sonst üblichen Brief über den Ablauf der Exkursion.

Über eine rege Teilnahme würde ich mich sehr freuen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr
Harald Schraeppler
1. Vorsitzender

Buchfinkweg 20
38122 Braunschweig
Telefon + Fax 05 31/ 87 26 58

Vorträge

Donnerstag, 9. November 2000, 19.00 Uhr
Braunschw. Landesmuseum, Burgplatz 1
„Flachsrotten – Historische Elemente der Kulturlandschaft: ihre Entstehung und heutige Bedeutung für den Naturschutz“
Dipl.-Ing. Klaus Herrmann (Dias)

Donnerstag, 11. Januar 2001, 19.00 Uhr
Braunschw. Landesmuseum, Burgplatz 1
„Auf den Spuren des Schwarzen Herzogs“
Britta Edelmann M.A.

Donnerstag, 8. Februar 2001, 19.00 Uhr
Braunschw. Landesmuseum, Burgplatz 1
„Umweltpolitik in der Stadt Braunschweig“
Dr. Rainer Zirbeck, Stadtkämmerer und Umweltdezernent der Stadt Braunschweig

Donnerstag, 8. März 2001, 19.00 Uhr
Braunschw. Landesmuseum, Burgplatz 1
„Troja – Traum und Wirklichkeit“
Vortrag zur Einführung in die Ausstellung im Sommer 2001 im Braunschweigischen Landesmuseum
Ltd. Museumsdirektor Gerd Biegel M.A.
Im Anschluß daran findet die Jahreshauptversammlung statt.

Spaziergänge und Besichtigungen

Mittwoch, 6. Dezember 2000, 16.00 Uhr
„Vorweihnachtliche Stunde“
in der St. Markus-Kirche in der Südstadt, Heidehöhe 28, mit Pastor Kopkow und Stadtheimatpfleger Wilhelm Lehmann.

Buslinie 11: 15.24 Uhr oder 15.39 Uhr ab Schumacherstraße, Haltestelle Welfenplatz.
Buslinie 12: 15.23 Uhr ab Rathaus, Haltestelle Heidehöhe.

Änderungen vorbehalten!

Exkursionen

Samstag, 21. Oktober 2000, 8.00 Uhr
Besichtigung des Stifts in Obernkirchen, des Schlosses in Bückeburg und der Stadtkirche Bückeburg
Leitung: Harald Schraeppler (siehe oben)



1. Vorsitzender
Harald Schraeppler
Buchfinkweg 20
38122 Braunschweig
Telefon + Fax 05 31/ 87 26 58

Mitgliedsbeitrag pro Jahr 30,- DM
Schüler und Studenten 15,- DM

Bankverbindungen:

Nord/LB Braunschweig
BLZ 250 500 00, Konto 111690

Postbank Hannover
BLZ 250 100 30, Konto 44065 0-308

Wer die Zukunft
gestalten will,
muß die
Vergangenheit
kennen.



Umwelt- und Naturschutz · Landeskunde · Denkmalspflege
Geschichte und Volkskunde · Sprache und Literatur
Kulturelle Dokumentation in der Region Braunschweig

Wir bieten Ihnen seit mehr als 90 Jahren

Vorträge, Besichtigungen, Studienfahrten,
unser Publikationsorgan „Braunschweigische Heimat“
und Auseinandersetzung mit Themen, die die
Zielsetzung des Vereins betreffen

**Wir sind offen für alle Bevölkerungsgruppen
und Altersstufen.**

Die gemeinnützigen Ziele des Braunschweigischen Landesvereins für
Heimatschutz e.V. werden unterstützt durch die Mitgliedschaft im
Niedersächsischen Heimatbund e.V. Hannover und in der Braunschweigischen
Landschaft e.V. Braunschweig.



**Braunschweigischer
Landesverein für
Heimatschutz e.V.**

**Braunschweigischer
Landesverein für Heimatschutz e.V.**
c/o Braunschweigisches Landesmuseum
Kanzleistraße 3
38300 Wolfenbüttel
Telefon 0 53 31/2 70 71